

X-1673



0 000041 22883  
Periodice

BCU IASI / CENTRAL

UNIVERSITY LIBRARY

FACULTÉ DES LETTRES DE BUCAREST  
INSTITUT DE LINGUISTIQUE ROUMAINE

# BULLETIN LINGUISTIQUE

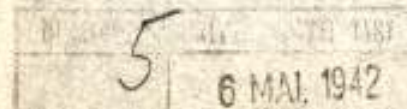
PUBLIÉ PAR

A. ROSETTI

IX  
1941

COPENHAGUE  
EINAR MUNKSGAARD  
6, Nørregade, 6

BUCUREȘTI (I)  
INSTITUTUL DE LINGUISTICĂ ROMÂNĂ  
7, str. Edgar Quinet, 7



SOMMAIRE DU TOME IX

	<u>Pages</u>
EUGEN SEIDEL, Aufgaben und Methoden der etymologischen Forschung . . . . .	5
GEORGES STRAKA, Voyelle et consonne . . . . .	29
INGEBORG SEIDEL-SLOTTY, Etymologische Formeln und Figuren im Rumänischen . . . . .	40
IORGU IORDAN, Notes de lexicologie roumaine . . . . .	53
A. ROSETTI, Sur quelques termes du daco-roumain relatifs à la propriété terrienne . . . . .	70
B. CAZACU, Les dénominations roumaines du foie et des poumons d'après l'ALR . . . . .	83
A. ROSETTI, Slavo-romanica . . . . .	95
VI. Sur le daco-slave . . . . .	95
V. SCURTU, Le rhotacisme dans la région d'Ugocea (dép. Satu-Mare)	98

MÉLANGES

B.-O. UNBEGAUN, Notes d'argot roumain . . . . .	103
EUGEN SEIDEL, Romanisches „Völkertum“ sprachwissenschaftlich gesehen . . . . .	106
A. ROSETTI, Classification des voyelles roumaines . . . . .	113
EUGEN SEIDEL, Der gegenwärtige Stand der rumänischen und allgemeinen Artikelprobleme . . . . .	114

Le présent *Bulletin linguistique* paraît une fois par an, en un seul volume. Pour la rédaction et les échanges de publications, s'adresser à M. A. Rosetti, professeur à la Faculté des Lettres, 56, str. Dănilă, Bucarest (III).

Le présent volume du *Bulletin linguistique* contient, brochés sous la même couverture, les *Comptes rendus des séances de la Société roumaine de linguistique*, 3 (1940—1941).

BULLETIN LINGUISTIQUE

FACULTÉ DES LETTRES DE BUCAREST  
INSTITUT DE LINGUISTIQUE ROUMAINE

BULLETIN LINGUISTIQUE

PUBLIÉ PAR

A. ROSETTI

IX

1941

COPENHAGUE  
EINAR MUNKSGAARD  
6, Nørregade, 6

BUCUREȘTI (I)  
INSTITUTUL DE LINGUISTICĂ ROMÂNĂ  
7, str. Edgar Quinet, 7



## AUFGABEN UND METHODEN DER ETYMOLOGISCHEN FORSCHUNG

### I.

Die Etymologie als Wissenschaft, genauer das Feststellen der Etymologie der Wörter unter Zugrundelegung einer gewissen Methode, ist älter als die vergleichende Sprachwissenschaft — man kann sogar sagen, das Streben nach der Erkenntnis der Etymologie der Wörter hat das sprachwissenschaftliche Denken überhaupt erst angeregt, hat die Sprachwissenschaft selber erst entstehen lassen.

Dieser historische Prozess hat sich nicht nur bei der Entwicklung der griechischen Sprachwissenschaft aus der Rhetorik abgespielt, sondern unabhängig davon, und dennoch mit ziemlich weitgehenden Parallelen, auch in der indischen Sprachphilosophie. Und schliesslich kann man wohl behaupten, dass auch die moderne vergleichende Sprachwissenschaft sich nur deshalb entwickeln konnte, weil am Anfang des 19. Jahrhunderts durch äussere Ereignisse das Sanskrit in Europa bekannt wurde und ungeahnte Zusammenhänge — die genetische Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen — erkennen liess. Und zwar wurde diese Verwandtschaft durch den Nachweis der etymologischen Zusammenhänge zwischen einer Unzahl von modernen europäischen (lateinischen und griechischen) Wörtern einerseits und Sanskrit-Wörtern andererseits entdeckt.

Die Etymologie lag also der Sprachwissenschaft auch diesmal zugrunde, und dies ist umso weniger erstaunlich, als auch

heute noch ein Grossteil der aufgewendeten sprachwissenschaftlichen Arbeit der Erforschung von Etymologien gewidmet wird. Und es mag auch erwähnt werden, dass noch heute die Etymologie dasjenige Teilgebiet der Sprachwissenschaft ist, das auch ausserhalb des engen Kreises der Fachwissenschaftler bekannt ist — und manchmal sogar anerkannt wird. Die Fragen: was heisst dieses Wort eigentlich und: von wo kommt dieses Wort, — interessieren den Laien, und so ist es nicht verwunderlich, dass man seit dem Altertum versuchte, strittige und brennende Fragen jeder Art gegebenenfalls auch mit Hilfe etymologischer Argumente zu entscheiden (cf. hierzu R. Thurneysen, *Die Etymologie, eine akademische Rede*, Freiburg i. B., 1905).

Wenn wir die Ergebnisse der ein und einhalb Jahrhundert währenden etymologischen Forschung überblicken, so können wir nicht um die sich aufdrängende Schlussfolgerung herumkommen, dass nach einer Periode strahlender Erfolge im vorigen Jahrhundert eine Periode der Stagnation eingetreten ist, in der nur noch verhältnismässig wenige Etymologien gefunden werden, die als „sicher“ gelten können. Um diesem Übelstande abhelfen zu können, müssen wir vor allen Dingen uns darüber klar werden, was zu der heutigen Lage geführt hat. Es genügt nicht, sich damit zu trösten, dass die früher gefundenen Etymologien leicht aufzustellen waren, weil man naturgemäss mit den einleuchtendsten begann. Dieses Argument wird auch dadurch nicht stichhaltiger, dass man es mit der Begründung zu stützen versucht, man habe ja viele falsche Etymologien aus dem vorigen Jahrhundert verbessert, man habe erst heute die richtigen dafür gefunden, habe also die Methode verbessert.

Man vergisst hierbei zu bedenken, dass die Richtigstellung der meisten falschen Etymologien dadurch ermöglicht wurde, dass neues, vorher unbeachtetes oder auch völlig unbekanntes Sprachmaterial in den Kreis der Betrachtung gezogen wurde — um nur ein Beispiel zu nennen, dass altpreussisch *lauxnos* mit lateinisch *lumen* erst dadurch sicher verbunden werden konnte, dass pränest. *Losna* gefunden wurde. Heute aber ist

doch wohl die Lage so, dass die Fülle des vorhandenen — vor allem durch die Sprachgeographie beigebrachten — dialektischen Materials der Aufstellung einer „sicheren“ Etymologie eher hinderlich ist, als förderlich. Sie wird häufig gerade deswegen nicht allgemein anerkannt, weil die dialektischen Nebenformen dem einen oder anderen Forscher eine andere etymologische Verbindung einleuchtender erscheinen lassen, oder — was noch häufiger ist — einfach die Ablehnung der gegebenen Etymologie nahelegen.

Dieser paradoxe Zustand scheint mir darauf zu beruhen, dass die Sprachwissenschaft selber sich nicht ganz einig darüber ist, was unter „richtiger“ oder, wie man auch sagen könnte, „wahrer“ Etymologie eines Wortes zu verstehen ist. Im grossen und ganzen gesehen scheinen sich zwei Meinungen entgegen zu stehen: für die einen folgt aus den Sätzen der Logik, dass es nur eine einzige Etymologie eines Wortes geben kann, und dass, solange diese nicht gefunden ist, nur falsche etymologische Anknüpfung, aber nicht die Etymologie vorliegen kann. Die anderen dagegen stehen mehr oder weniger bewusst auf dem Standpunkt, dass eine aufgestellte Etymologie eines Wortes der kurze formelhafte Ausdruck für den jeweiligen Stand unseres Wissens über das betreffende Wort und seine Entwicklung ist. Daraus würde sich theoretisch gesehen allerdings die Konsequenz ergeben, dass alle bereits gefundenen Etymologien ein Provisorium darstellen, das durch neue Erkenntnisse umgestossen werden kann.

In der Praxis kann man jedoch mit fast absoluter Sicherheit damit rechnen, dass der Grossteil der bekannten und anerkannten Etymologien nie mehr umgestossen werden wird, denken wir nur an Fälle, wie zum Beispiel die indogermanischen Zahlwörter oder eine Anzahl Verwandtschaftsnamen. Diese und viele andere stehen unumstösslich fest — und zwar aus methodologischen Gründen.

Wir gelangen somit zur Methode der Etymologie, die einige Zeit lang unumstritten war, aber heute einer neuen Überprüfung bedarf. Ihre erste ernsthaft wissenschaftliche Grundlegung fand die etymologische Forschung in der Beachtung

der regelmässig wiederkehrenden lautlichen Entsprechungen der Wörter von Sprache zu Sprache und von Sprachstufe zu Sprachstufe — in einem Wort, in der Anerkennung der Lautgesetze. Ein Wort wird mit einem anderen derselben Sprache (deutsch: *vorhanden* — *Hand*) oder einer anderen Sprache (deutsch: *ich weiss* — griechisch:  $\sigma\lambda\delta\alpha$ ) etymologisch verbunden, wenn alle Lautentwicklungen erklärt, das heisst an möglichst vielen Parallelfällen als gleichartig nachgewiesen werden können. Alles dies beruht auf der Anerkennung der Wirksamkeit der Lautgesetze, das heisst der Tatsache, dass ein bestimmter, unter gleichen Bedingungen stehender Laut nach einer bestimmten Zeit oder ausserhalb der Grenzen eines bestimmten Raumes in allen Wörtern in bestimmter Weise verändert auftritt.

Aller Streit um die Anerkennung der Lautgesetze und um ihre Begriffsbestimmung betrifft letztlich immer nur die Frage, ob die Bedingungen, unter denen der strittige Laut in verschiedenen Wörtern steht, wirklich gleich sind. Leicht entscheidbar ist diese Frage in Fällen, wie zum Beispiel idg. *t*, das sich der germanischen Lautverschiebung entzieht, wenn es in der Lautverbindung *st* auftritt, ferner lässt sich die Stellung innerhalb des Wortkörpers (Inlaut oder Auslaut) als Verschiedenartigkeit der Bedingungen leicht nachweisen (englisch: *to*, *water* — deutsch: *zu*, *Wasser*), oder auch die Qualität der benachbarten Laute (Palatalisierung vor „hellen“ Vokalen), oder auch die Stellung des Wortakzents (die Auslautgesetze in den germanischen und in anderen Sprachen).

Wirklich kompliziert wird die Frage erst dann, wenn man die Verschiedenartigkeit der Bedingungen für die französischen Wechsel zwischen: *il vaut* und *nous valons* einerseits gegen die Gleichförmigkeit in: *il aime* und *nous aimons* andererseits — um den hauptsächlichsten Typus zu nennen — angeben soll. Der durch die Erhaltung des lateinischen Wortakzents bewirkte Vokalwechsel ist in dem einen Fall erhalten, im anderen einzelsprachlich „ausgeglichen“, ähnlich wie im germanischen Imperfekt der Singular sich an den Vokal des Plurals angeglichen hat (nach: *wir wurden* auch: *ich wurde*,

nur noch selten: *ich ward*). Hier redet man von „Systemzwang“, aber es lässt sich nicht zweifelsfrei angeben, inwiefern die vorliegenden Bedingungen verschieden sind.

Der Systemzwang ist eine lautliche Auswirkung semantischer Gegebenheiten, ebenso wie jede Art von analogischer Angleichung, kurz Analogie genannt, semantisch bedingt sein kann.

Der Begriff Analogie umfasst sehr vielerlei Verschiedenartiges, und er wird auch nicht von allen gleichartig aufgefasst. So ist zum Beispiel E. Hermann in einer umfangreichen Arbeit (*Lautgesetz und Analogie*, Berlin, 1931, *Abh. der Ges. d. Wiss. zu Göttingen*, phil.-hist. Kl., N.F., 23, 3) zu dem Schlusse gelangt, dass die Proportionsformeln, mit deren Hilfe das Wirken der jeweiligen Analogie darzustellen versucht wird, als zu mechanisch abzulehnen seien. Er fordert statt der Proportionsformeln eine genauere Erforschung der Strukturalität der Sprache, er regt an, die — heute noch durchaus uneinheitlichen und widerspruchsvollen — Anschauungen über die „innere Sprachform“ zu entwickeln. Auf diese Weise sei die Krise der Sprachwissenschaft zu überwinden. Debrunner auf der anderen Seite (*Lautgesetz und Analogie*, *IF*, 51, 1933, p. 269) verteidigt die Proportionsformel, und seine Ausführungen laufen darauf hinaus, die Analogie aus dem Gefühl für das System oder auch die verschiedenen Systeme zu erklären, die in der Sprache feststellbar sind. Er setzt die Analogie in Beziehung zu der Sprachmischung und weist Hermann nach, dass seine Anschauungen im Grunde sich weit weniger von denen der Allgemeinheit entfernen, als Hermann selber glaubt.

Und so bleibt bei jeder lautlichen Schwierigkeit, der eine aufzustellende Etymologie begegnen kann, die Frage berechtigt, ob die betreffende Regelwidrigkeit gegen die bekannten Lautregeln nicht durch irgendeine analogische Einwirkung eines anderen Wortes — oder einer Wortgruppe — zu erklären sei. Die Wirksamkeit der Analogie wird also nicht bestritten — es wird zum Beispiel *consensu communi* das *k* des deutschen *Kringel* als von *Kreis* übernommen betrachtet, und das Wort findet seine Etymologie in der Erklärung als Kontamination

von *Kreis* und dem Deminutiv *Ringel* des Wortes *Ring*. Durch diese Erkenntnis wird in keiner Weise die Geltung und die Wirksamkeit der Lautgesetze aufgehoben, aber es ergibt sich aus ihr, dass auch die sorgfältigste Beachtung der Lautgesetze nicht genügt, um eine Etymologie zu finden oder auch nur zu überprüfen. Anders ausgedrückt, muss man anerkennen, dass eine Etymologie nicht lediglich aus dem Grunde verworfen werden kann, weil die Herleitung aus dem zugrunde liegenden Wort eine Lautentwicklung voraussetzt, die sich im Gegensatz zu dem einen oder anderen Lautgesetz befindet.

## II.

Eine positive Antwort darauf, welche Methode angewendet werden muss, um die etymologische Forschung über die Unzulänglichkeit der lautgesetzlichen Betrachtung emporzuheben, kann sich nur aus einer Überlegung ergeben, die das Ziel des Etymologisierens festzustellen hat. Die Sprachwissenschaft muss zu der Erkenntnis gelangen, dass in der Feststellung der Grundform eines Wortes nicht der Zweck des Etymologisierens erschöpft sein kann.

Die Feststellung der Grundform der Wörter stellte sich als das natürliche Ziel der Forschung dar, solange man an die mehr oder weniger ausgeprägte Einheitlichkeit der idg. Grundsprache glauben konnte. Dieser Glaube wurde durch die Entdeckung des Sanskrits nahe gelegt, das sich als eine Art älteste Schwester, wenn nicht als Mutter der übrigen indogermanischen Einzelsprachen darstellte. Und es war nur natürlich, dass auch die Methoden der indischen Grammatiker einen starken Einfluss auf die Methoden der vergleichenden Sprachwissenschaft ausübten. Die Gewohnheit, die Wörter nicht in irgend einem Kasus, sondern in der Form anzugeben, in der sie nur als Glieder eines Kompositums auftreten können, ferner der Begriff der „Wurzeln“, meist einsilbige gemeinsame Bestandteile verschiedener Wörter, die als Grundformen der Sanskritwörter von den indischen Gelehrten schon selber abstrahiert worden waren, führten auf die Vorstellungen von der

Sprachentwicklung ab und führten — mit dem Ziele der Rekonstruktion der Ursprache — auf die Methode der Rekonstruktion der Vorstufen der Wörter und der sogenannten Urwörter.

Man braucht heute nicht mehr auf die Gründe einzugehen, die dazu geführt haben, den Gedanken der Rekonstruktion aufzugeben — die Wellentheorie und die Dialektgeographie dürften die gewichtigsten Einwände mit sich gebracht haben — aber es ist heute notwendiger als je, darauf hinzuweisen, dass die Arbeit der etymologischen Forschung noch immer in den Vorstellungskreisen der rekonstruierenden Sprachwissenschaft befangen ist. Das zeigt jedes etymologische Wörterbuch einer Einzelsprache und am deutlichsten das *Vergleichende Wörterbuch der indogermanischen Sprachen* von Walde-Pokorny (Berlin und Leipzig, 1927—1932). Die grundsätzliche Besprechung Slotitys (*IF*, 51, 1933, p. 143) hat wenig praktische Beachtung gefunden, wie Bücher wie zum Beispiel: V. Kiparski, *Die gemeinlavischen Lehnwörter aus dem Germanischen* (*Ann. Acad. Scient. Fennicae*, B. XXXII, 2, Helsinki, 1934) beweisen. Ich habe in einer Besprechung (*Sbornik Matice Slovenskej*, Band XVI-XVII, 1938/39) gezeigt, dass die Ergebnisse des ausserordentlich gründlichen und zuverlässigen Werkes von Kiparski gerade die Ergebnislosigkeit der heutigen etymologischen Forschung demonstrieren.

Die tiefstliegende Fehlanschauung, die allem üblichen Etymologisieren zugrunde liegt, sieht Slotty mit Recht in der Vernachlässigung der Sinngeschichte der Wörter. Deshalb, weil für alle Wörter, die man als etymologisch zusammengehörig ansieht, ein logischer Oberbegriff gesucht wird, wird zweifellos Heterogenes zusammengestellt. Slotty zeigt das an den fünf Bedeutungen, die für die Wurzel *\*ser-* in Anspruch genommen werden. Er hätte noch weiter gehen können, denn zum Beispiel für die Wurzeln *\*uer-* (Band I, p. 263) und *\*pel-* (Band II, p. 51) werden bei Walde-Pokorny je 13 verschiedene Bedeutungen aufgeführt, für die zweite Wurzel faktisch sogar eine vierzehnte (p. 63), denn das gesonderte *\*p(e)l(ē)-* „voll“, „viel“ wird über „Fülle, Überfluss“ doch in „alte Beziehung“ zu *\*pel-* „fliessen“ gestellt.



Wenn möglich noch deutlicher zeigt sich die zugrunde liegende falsche Anschauung in einer anderen Tatsache. Ein Blick in das Register lehrt, dass zum Beispiel der Begriff *brennen* in 18 verschiedenen Wurzeln vorliegt; 7 davon haben auch noch andere Bedeutungen; *schwellen* liegt in 21, *Stange* in 22, *glänzen* in 25, und schliesslich liegen *drehen* und *schlagen* sogar in je 32 verschiedenen Wurzeln vor, von denen dann 14, beziehungsweise 11 auch noch andere Bedeutungen haben. Es ergibt sich daraus ein ausserordentlich widerspruchsvolles Bild dieser Ursprache, die über ausserordentlich wenige Wörter verfügt, von denen aber die meisten sowohl abstrakte Bedeutungen haben als auch — teilweise in beträchtlicher Anzahl — Synonyme und Homonyme. Ein solches Bild von der Ursprache muss falsch sein, denn wir beobachten überall, dass die konkrete Meinung der abstrakten vorausgeht und nicht umgekehrt, und dass Oberbegriffe immer der Endpunkt einer Entwicklung sind, nicht der Anfangspunkt.

Freilich stellt niemand sich die Ursprache so vor, wie wir sie nach dem Wörterbuch von Walde-Pokorny eben geschildert haben; man kann mit Recht darauf hinweisen, dass für die erschlossenen Wörter und Wurzeln ja nicht gleiches Alter und gleiche geographische Verbreitung in Anspruch genommen werde, dass es sich um ein vergleichendes Wörterbuch handle, das alle Wörter unberücksichtigt lassen müsse, die nur in einem einzigen Sprachzweig vorhanden sind, aber es bleibt doch der Einwand bestehen, dass die Methode des Etymologisierens der indogermanischen Sprachen zu Resultaten geführt hat, die sich nicht zu einem Gesamtbild von diesen Sprachen, noch weniger zu einem solchen von der Ursprache vereinigen lassen. Und dann kann man nichts anderes feststellen, als dass diese Methode falsch ist.

Es ist über die Methode der Rekonstruktion schon viel gestritten worden, aber ich glaube, ein Gesichtspunkt ist noch immer nicht genügend deutlich geworden, sodass man ihn leider auch heute noch nicht übergehen darf: der scheinbare Unterschied zwischen Wurzeln und Grundwörtern. Beide werden rekonstruiert, weil die in den Einzelsprachen belegten

Wörter auf ihnen zu beruhen scheinen. Zu einer Wurzel gelangt man meist dadurch, dass die als verwandt betrachteten Wörter in den verschiedenen Sprachen verschiedene Ablautstufen und verschiedene Suffixe zeigen, von denen daher abstrahiert wird. Als Bedeutung der Wurzel wird eine Art logischer Oberbegriff der Meinungen der einzelnen Wörter postuliert. Zu einem rekonstruierten Grundwort aber gelangt man dann, wenn die Suffixe weniger stark von einander verschieden sind, aber dennoch nicht aus einem belegten Wort entwickelt werden können, ohne dabei zu viele lautliche Sonderentwicklungen annehmen zu müssen. Die Bedeutung des Grundwortes wird ziemlich allgemein angegeben; häufig ist sie ein Abstraktum, und in wesentlicher Hinsicht ist die Vorstellung von den Grundwörtern so stark von der von den Wurzeln beeinflusst, dass man feststellen muss, die Einstellung der Forscher zu beiden Rekonstruktionen ist die gleiche.

Der Fehler dieser Vorstellungsweise liegt darin, dass man anzunehmen scheint, die Meinung der Wörter entwickle sich aus Teilen anderer Wörter. Es hat aber nie Wurzeln gegeben, sondern nur Wörter, und diese Wörter haben immer eine ganz bestimmte Meinung gehabt. Wie man sich den sogenannten Bedeutungswandel vorzustellen hat, werden wir (cf. IV, p. 17) erörtern, hier ist erst noch auf die Rekonstruktion der Grundwörter einzugehen, soweit sie berechtigt und nötig ist.

Graur hat wiederholt (*BL*, II, 1934, p. 3 und *Mélanges Linguistiques*, II, Kopenhagen, 1941, p. 3) darauf hingewiesen, dass die Methode der Rekonstruktion zu Unrecht abgelehnt wird, und er hat völlig recht, soweit seine Ausführungen und vor allem seine Beispiele gehen. Eine Etymologie ist nicht deswegen falsch, weil sie auf einem rekonstruierten Wort beruht, aber Graur selber äussert Zweifel an den Etymologien der Flussnamen, weil er findet, diese Etymologien ergeben zu viele Wörter für „Wasser“ in einer bestimmten Sprache — immerhin zählen Walde-Pokorny 8 Wurzeln von der Bedeutung Wasser auf. Also gründen sich auch Graurs Bedenken in letzter Hinsicht auf semantische Argumente, und wir können feststellen, dass sowohl für Rekonstruktion im besonderen

als auch für Etymologie im allgemeinen die Unsicherheit auf der Unsicherheit in der Behandlung der semantischen Fragenkomplexe beruht. Und die Semantik ist ein noch völlig unentwickeltes Teilgebiet der Sprachwissenschaft.

Die Ausweglosigkeit der heutigen Lage in der Methodenfrage ist umso weniger verständlich, als schon vor dem Beginn der prinzipiellen Auseinandersetzung über die Frage der Lautgesetze durch den Romanisten Wechssler die Lösung der etymologischen Krise angebahnt wurde, und zwar durch den Romanisten Schuchardt. Es ist allerdings zu beachten, dass die Romanistik durch das gegebene Latein allen anderen Einzelphilologien und vor allem der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft gegenüber sich in einer besonders günstigen Lage befindet, wodurch ihr die Unzulänglichkeiten der rekonstruierenden Methode sich am frühesten und am stärksten aufgedrängt haben. Wenn zum Beispiel französisch (wallonisch) *ivière*, „Schnee“, bald auf *nivaria*, bald auf *hibernum* zurückgeführt wird, so ergeben sich beträchtliche Zweifel über die Berechtigung der Rekonstruktion, besonders bei einer Zurückführung auf das Indogermanische. Und wenn Puşcariu für rumänisch *picior* „Fuss“, „Bein“ die rekonstruierte Grundform *\*peciölus*, *-um* angibt und hinzufügt: „dies ist die korrekte Form, nicht *petiölus* (ohne Sternchen), das allerdings dasselbe Resultat ergeben hätte. Ob es statt *\*pedic-iölus* steht, ist nicht sicher“ (*Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache*, I, Heidelberg, 1905, p. 114) — so fragt man sich, was denn mit der Aufstellung zweier solcher rekonstruierten Deminutiva gewonnen sei, denen mit Rücksicht auf italienische Dialekte noch *\*pedicüllus* als dritte Form hinzugefügt wird. Sind die Suffixe nicht ebenso gut oder besser aus einzelsprachlicher Umwandlung zu erklären, so wie es zum Beispiel für *-arius* (im Germanischen, Slavischen und in den verschiedenen romanischen Sprachen lebendig, ohne dass man die lautliche Entwicklung im einzelnen zweifelsfrei feststellen könnte) angenommen wird? Es liegt doch kein Grund für die Annahme vor, dass die rekonstruierten Suffixe jemals zu dem lateinischen Wort *pes* hinzugetreten seien. Wenn aber

rumänisch *picior* eine innerrumänische Ableitung ist, so braucht es ebensowenig auf eine der angenommenen lateinischen Bildungen zurückzugehen, wie rumänisch *apar*, „Wasserträger“ (Puşcariu, a. a. O., p. 8, Graur, *BL*, II, p. 10) nicht auf lateinisch *aquarius* zurückgehen muss.

### III.

Schuchardt hat in einem langen Gelehrtenleben immer wieder darauf hingewiesen, dass die formale Herleitung eines Wortes aus einer Grundform allein nichts besagt, und Spitzer hat die Lehren Schuchardts in einem schon in zweiter Auflage erschienenem Buche (*Hugo Schuchardt-Brevier, Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Halle, 1928) noch einmal zusammengestellt, nachdem andere Gelehrte schon vorher nachdrücklich auf die Bedeutung der Arbeiten Schuchardts hingewiesen hatten. Ich erinnere nur an den Aufsatz von Mario Roques: *Méthodes étymologiques* (*Journal des Savants*, III, 8, p. 419, Paris, 1905). Die Erforschung des Sinnes der Wörter, die semantische Seite der Etymologie, darf nicht den lautlichen Fragen nach der Form untergeordnet werden. Sie sind beide gleich wichtig. Schuchardt behauptet, dass die semantische Entwicklung der Wörter genau so wenig dem Kausalnexus entzogen sei wie die lautliche, dass man ebenso berechtigt oder unberechtigt von semantischen Gesetzen sprechen könne wie von Lautgesetzen.

Der Grund, weswegen Schuchardts Lehren nicht angenommen und der praktischen Forschung zugrunde gelegt wurden, ist schwer erklärbar, denn sie sind nie als falsch widerlegt worden. Im Gegenteil, theoretisch wurde der durch seine Anschauungen gebrachte Fortschritt durchaus anerkannt. Ein Teilgrund für die fehlende Gesamtwirkung seiner Lehren mag darin liegen, dass Schuchardt sich nie darum bemüht hat, seine Anschauungen in ein geschlossenes System zu bringen, ein anderer darin, dass ein Teil seiner Lehre besonders eifrig aufgegriffen wurde und dadurch eine selbständige Sonderentwicklung nahm. Es handelt sich um seine

Forderung, dass die Meinung der zu untersuchenden Wörter genauer festgestellt werden müsse, als irgendein Wörterbuch es tun könne. Die Entwicklung der Wörter müsse mit der Entwicklung der durch sie bezeichneten Sachen gemeinsam verfolgt werden. Es kam zu der Gründung der Zeitschrift „*Wörter und Sachen*“. In dieser programmatischen Zeitschrift sind Forschungsergebnisse veröffentlicht worden, denen eine grosse Bedeutung zuzusprechen ist, aber im Laufe der Zeit hat sich eine Gefahr ausgewirkt, die eigentlich schon im Titel selber angedeutet liegt: der Schwerpunkt der Forschung verschob sich in vielen Beiträgen deutlich auf die Sachforschung, und die Wortforschung geriet in wesentlicher Hinsicht auf falsche Bahnen. Denn man muss sich darüber klar sein, dass Sachforschung die Methoden der Ethnographie und der Archäologie übernehmen muss und damit aufhört, Sprachwissenschaft zu sein. Ein Buch wie zum Beispiel Vosslers: *Frankreichs Kultur im Lichte der Sprache* zeigt dann — trotz der gegensätzlichen „idealistischen“ Einstellung — die Endstufe in der Entwicklung der „Wörter und Sachen“-Richtung an. Es wird mit den Mitteln der Sprachwissenschaft das Bild Frankreichs neu erarbeitet, welches die Geschichte schon vorher geliefert hatte, und weder die Etymologie im besonderen, noch auch die Sprachwissenschaft im allgemeinen hat eine wesentliche Förderung dadurch erfahren.

Die Forderung nach der Verbindung der Wortforschung mit der Sachforschung ist ja auch nur eine Teilforderung gewesen. Schuchardt hatte verlangt, die Untersuchung eines etymologisch unklaren Wortes niemals auf dieses primär interessierende Wort zu beschränken, sondern alle Wörter gemeinsam zu untersuchen, die in irgendeinem assoziativen Zusammenhang mit ihm stehen. Dieser Zusammenhang kann durch die Form sowohl wie durch den Sinn gegeben sein, aber die gesamte etymologische Forschung hat nur die formalen Zusammenhänge einigermaßen systematisch berücksichtigt, so zum Beispiel Wörter untersucht, die das gleiche Suffix zeigen, wobei dann auch die Zusammenhänge aufgedeckt wurden, die sich zwischen verschiedenen Suffixen im Laufe

der sprachlichen Entwicklung ergeben haben. Stärker nach der semantischen Seite hin ausgerichtete Untersuchungen sind immer eine Seltenheit geblieben.

Dass ein gegebenes Wort auch in semantischem Zusammenhang mit anderen Wörtern steht, wurde — im grossen und ganzen gesehen — entweder nicht voll erkannt, oder es wurde die Berücksichtigung dieser Tatsache als eine übergrosse Komplizierung der etymologischen Forschungsmethoden angesehen und daher vernachlässigt oder abgelehnt. Schuchardt hatte von Gesetzen des Bedeutungswandels gesprochen, weil seiner Meinung nach auf dem Gebiete der Semantik ebenso wenig Willkür und Zufall herrsche, wie auf dem des Lautwandels. Dem gegenüber stand die Auffassung, dass es keine Gesetze des Bedeutungswandels geben könne, weil hier dem freien menschlichen Geist eine entscheidende Rolle zukommt. Dieses Argument ist formal sicher richtig, aber es wird auch der Lautwandel letzten Endes von ihm betroffen, nämlich in allen Fällen der sogenannten volksetymologischen Umdeutung (cf. deutsch *Felleisen* aus französisch *valise*) und eigentlich bei jeder Art von Analogie, wo der Lautwandel eines gegebenen Wortes durch ein anderes Wort oder durch eine Wortkategorie in eine besondere Richtung gelenkt wird, sobald eine assoziative — also geistige — Verbindung zwischen Wort oder Wortkategorie und dem gegebenen Wort eintritt.

Die Gesetze des Bedeutungswandels harren noch der Aufstellung. Sie müssen ebenso empirisch erschlossen werden, wie es bei der Aufstellung der Lautgesetze geschah. An der Möglichkeit ihrer Aufstellung a priori zu zweifeln, würde einem Zweifel an der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie gleichkommen.

#### IV.

Ich will im Folgenden versuchen, die Methodik zu umreissen, die zur Auffindung dieser semantischen Regelmässigkeiten führen soll. Hierbei lege ich die Terminologie Slotzys (zuletzt in *Forschungen und Fortschritte*, 8, 1932, Nr. 26, p.

329 ff.) zugrunde. Dort wird die Notwendigkeit aufgezeigt, „Bedeutung“ von „Meinung“ zu unterscheiden. Die Meinung eines Wortes ist das, was man gemeinhin unter „Sinn“ versteht. Litauisch *gaidys* und deutsch *Hahn* zum Beispiel „meinen“ einerseits das männliche Tier bei verschiedenen Vogelarten und andererseits den Zapfen einer Tonne oder die Abschussvorrichtung, den Hahn eines Gewehres oder eines Fasses. Beide Wörter hängen etymologisch mit dem Begriffe des Singens zusammen, das litauische Wort findet seine Etymologie in *giedu* „ich singe“, das deutsche in lateinisch *cano*. Das Tier wurde also beide Male als das singende Tier ausgedeutet, nach dem Merkmal des Singens benannt, und dieses — seine Etymologie — ist die ursprüngliche Bedeutung. Bei der Benennung der beiden verschiedenartigen technischen Werkzeuge war diese Bedeutung verdunkelt, die Benennung erfolgte nach dem Merkmal der Halsform eines Hahnes mit Kamm und Lappen. Die hahnartige Form ist die Bedeutung des Wortes *Flintenhahn*. Der „Bedeutungswandel“ ist in beiden Sprachen in der gleichen Weise vor sich gegangen, jedoch mit dem Unterschied, dass im deutschen Worte die ursprüngliche Bedeutung verdunkelt war, als das Wort *Flintenhahn* gebildet wurde, während beim litauischen Worte auch diese erste Bedeutung noch fühlbar ist. Der „Bedeutungswandel“ besteht also darin, dass eine Sache nach einem charakteristisch erscheinenden Merkmal einer anderen Sache benannt wird. Dieses hervorgehobene Merkmal stellt die Bedeutung eines Wortes dar und liefert die Etymologie der neuen Benennung. Die Meinung der Wörter ist der in den praktischen Wörterbüchern verzeichnete und in der Sprachgemeinschaft gebrauchte Wert. Meinung und Bedeutung eines Wortes fallen also in den seltensten Fällen zusammen, und die Etymologie eines Wortes suchen heisst, seine Bedeutung, nämlich die Merkmale aufzusuchen, nach denen die Benennung vorgenommen wurde.

Wenn dies für jedes zu etymologisierende Wort isoliert geschähe, wäre gegenüber der alten Etymologie nichts als eine saubere und nicht misszuverstehende Terminologie gewonnen, die das Wesen der Sache nicht verhüllt. Aber hier ist auf die

von Trier entwickelte Lehre der Sinnfelder zurückzugreifen (Jost Trier, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes, die Geschichte eines sprachlichen Feldes*, Heidelberg, 1931, *germanische Bibl.*, II, 31), eine Lehre, die allerdings nicht in Hinblick auf die etymologische Forschung entwickelt wurde.

Trier legt seinen Standpunkt, philosophisch begründend, in einer ausführlichen Einleitung dar, wo er (p. 11) seine Lehre als eine Fortentwicklung der Anschauungen von Ferdinand de Saussure hinstellt, ohne Hugo Schuchardt zu erwähnen — vielleicht, weil dieser keine theoretische, zusammenfassende Begründung und Entwicklung seiner Methode gegeben hat.

Ausgehend von der objektiven Realität des Wortes in der „langue“, dem System der den einzelnen Sprechern zur Verfügung stehenden überkommenen Sprache zeigt Trier, dass die genau umgrenzte Meinung eines Wortes nur dadurch gegeben ist, dass es eine bestimmte Stelle in dem als sprachlichen Feld gedachten Begriffskomplex einnimmt, den die verschiedenen begriffsverwandten Wörter in ihrer Gesamtheit bilden. Die Gliederung der Worte im Feld ergibt die einzelnen Einheiten und auch die Zusammenfassung grösserer Teilkomplexe, die sogenannten Oberbegriffe. Somit bekommt das Einzelwort seine eindeutige Meinung nicht nur erst durch den Zusammenhang im Kontext, sondern auch durch den Zusammenhang im Gefüge des Sinnfeldes. Die Meinung eines Einzelwortes ist abhängig von der Meinung aller der Wörter, die ihm begrifflich nahestehen. Trier erläutert dies (p. 6) an dem absichtlich schematischen Beispiel der fünf Noten eines deutschen Schulzeugnisses (ungenügend, mangelhaft, genügend, gut, sehr gut), aber man kann das Gemeinte ebenso gut an Beispielen zeigen, wo keinesfalls den einzelnen Wörtern des Feldes Zahlenwerte entsprechen.

Wenn in Mittel- oder Norddeutschland das Wort *Kasten* vorkommt, so ist sein Begriffsumfang bestimmt durch die Abhängigkeit des Wortes von seinen begrifflichen Nachbarn *Schachtel*, *Dose*, *Büchse* usw., mit denen zusammen das Wort *Kasten* einen begrifflichen Komplex bildet. Dieser kann zwar

umschrieben werden — leicht transportierbarer Aufbewahrungsort, Gefäß für die Aufbewahrung von kleineren Gegenständen — es gibt jedoch keinen sprachüblichen Oberbegriff dafür. In der Sprache der Sudetendeutschen dagegen gehört das Wort *Kasten* in den Begriffskomplex Möbel. Es erhält seinen genaueren Platz innerhalb des Sinnfeldes durch seinen Gegensatz zu *Kommode, Buffet, Kredenz* usw., nämlich den Wert *Schrank*. Die verschiedenen Sinnfelder, denen das Wort *Kasten* in den verschiedenen deutschen Dialekten angehört, können zu Missverständnissen Anlass geben, und was noch wichtiger ist, das Fehlen des Wortes *Schrank* in dem einen Dialekt findet sein Gegenstück im geänderten Begriffsumfang des Wortes *Kasten*. Im Norddeutschen stehen *Kasten* und das Deminutiv *Kästchen* in genau der für Grundwort und Deminutiv grammatisch üblichen Beziehung, das heisst, nur ihr Gefühlswert ist verschieden. In Böhmen dagegen fehlt diese Differenzierung wegen des Fehlens des Wortes *Schrank*, das Deminutiv *Kastel* entspricht dem norddeutschen *Kästchen* sowohl als auch *Kasten*. Auf weitere hierzu gehörige Differenzierungen brauchen wir in unserem Zusammenhang nicht einzugehen, es genügt zu zeigen, dass die veränderte Aufteilung des einen Sinnfeldes (das Fehlen von *Schrank*) Veränderungen im Gefüge eines anderen Sinnfeldes (Gefühlswert des Deminutivs) mit sich bringt.

Ein etwas anders geartetes Beispiel stellt das Wort *Wagen* dar. Vor der Popularisierung des Autos wies das Wort eindeutig in den begrifflichen Komplex: *bewegtes*, von Tier oder Mensch gezogenes oder geschobenes *Fahrzeug*, während es heute ohne weiteres auch als *selbstbewegliches Fahrzeug* verstanden wird. In den meisten deutschen Städten ruft es als erste Assoziation *Auto* hervor, weil Pferdefuhrwerke kaum noch als menschliches Fortbewegungsmittel dienen. In Rumänien dagegen, wo in keiner einzigen Stadt von einem Verschwinden der Kutschen die Rede sein kann, konnte keines der den Oberbegriff *Wagen* ausfüllenden Teilwörter auch die Meinung *Auto* mitübernehmen. Allerdings wird auch hier das neue Ding mit einem schon vorhandenen Worte mitbezeichnet: man nennt es

*maşină* („Maschine“). Es ist nicht uninteressant, auch die englische Entwicklung zu vergleichen, die im Ausgangspunkt der rumänischen ähnlich ist, im Endpunkt sich der deutschen annähert, insofern *car* nicht nur *Strassenbahnwagen*, sondern jetzt auch *Auto* heisst. Die wie im Rumänischen ursprünglich vorhandene reichere Gliederung des Sinnkomplexes *Wagen* (*carriage, car, van* usw.) findet ihr Gegenstück im dazugehörigen Verbum: man gebraucht zwar heute *to drive* transitiv ebenso wie im Deutschen (mit persönlichem oder sachlichem Objekt) auch inbezug auf das Auto, aber noch nach dem ersten Weltkrieg wurde in diesem Sinne *to motor* verwendet.

Die Abhängigkeit der Meinung eines Wortes von den ihm im Sinnfeld benachbarten Wörtern ist also die Erklärung für das Problem der Synonyma von einer Sprache zur anderen, das heisst für die Tatsache, dass für ein Wort in einer Sprache mehrere in einer anderen vorhanden sind (rumänisch *noroc* und *fericire* für deutsch *Glück*), die aber zusammengenommen durchaus nicht den gleichen begrifflichen Umfang haben müssen (englisch *big, large, tall, great* usw. gegen deutsch *gross*). Die Theorie des Sinnfeldes liefert uns ferner auch zugleich die Erklärung für das Vorhandensein der unübersetzbaren Wörter (zum Beispiel englisch *smart*, rumänisch *dor*, deutsch *Gemüt* usw.) in jeder Sprache.

Ein gegebenes Sinnfeld ist aber nicht nur von Sprache zu Sprache verschieden gegliedert, sondern die Gliederung befindet sich auch, wie wir am Beispiel *Auto* gesehen haben, innerhalb ein und derselben Sprache in fortwährender Veränderung. Dadurch werden im Prinzip alle Wörter in Mitleidenschaft gezogen, und die Betrachtung eines Einzelwortes erweist sich schon dem Problem des semantischen Wandels gegenüber als unadäquat. Trier hat ja seine aus der synchronischen Sprachbetrachtung gewonnene Methode gerade in Hinblick auf das historische Problem des sogenannten Bedeutungswandels entwickelt. Aber er weist nach, dass die scheinbare Änderung in der Meinung des Wortes von *a* zu *b* als Folgerscheinung der Veränderung von der früheren Gliederung

des Feldes *A* zu der neuen Gliederung *B* nicht nur verstanden, sondern auch restlos erforscht werden kann.

Daher müssen vor der historischen Untersuchung erst einmal die Abgrenzungen der betreffenden Felder *A* und *B* synchronisch festgestellt werden, und aus rein praktischen Erwägungen ist mit dem modernsten Zustand zu beginnen, der am ehesten vollständig dargestellt werden kann. Sodann wird der Zustand *A*, der dem modernsten Zustand vorhergeht, unabhängig davon untersucht, das heisst, es werden gewissermassen zwei Schnittflächen in verschiedenen diachronischen Höhenlagen rein phänomenologisch beschrieben. Wichtig ist, dass die Meinung der Wörter innerhalb jedes einzelnen Zustands lediglich aus der Struktur des Sinnfeldes zu erforschen und zu erklären ist. Denn die Meinung *b* ergab sich nicht, weil die Meinung *a* bestanden hat, die Verdunkelung des Sinnes ist ja primär nicht am Wortganzen wahrzunehmen, sondern es wird das Merkmal, das der Name des Dinges primär hervorrief, vergessen, weil das Ding sich geändert hat; oder das Wort wird unter Hervorhebung eines anderen Merkmals als Name eines neuen Dinges benutzt. Um welches Merkmal es sich dabei im einzelnen handelt, lässt sich nicht allgemein angeben, sodass man feststellen muss, dass der neue Gleichgewichtszustand eines Sinnfeldes immer nur aus sich selber zu erklären ist. Die Änderung im alten Zustand gab nur den Anstoss zur diachronischen Veränderung nach einer bestimmten Richtung hin: wie aber der neue Gleichgewichtszustand beschaffen sein wird, ist nur synchronisch betrachtend zu erklären.

Trier erklärt (p. 12) unter Berufung auf Marty (*Gesammelte Werke*, II, 1, p. 149), es handele sich um „die alte, merkwürdig oft vergessene Erkenntnis, dass aus dem historischen Ursprung einer Sache Schlüsse auf ihr Wesen nicht gezogen werden dürfen“. Dieser Satz ist zweifellos richtig, aber insofern missverständlich, als er die Berechtigung der historischen Sprachbetrachtung zu leugnen scheint. Daher ist die Bemerkung angebracht, dass der Begriff „Wesen“ einer Sache philosophisch verstanden ist. Zur Erkenntnis dieses Wesens durch den

Menschen ist dagegen die Frage nach dem Ursprung häufig eine Vorbedingung.

In welchen Zeitabständen die einzelnen synchronisch zu erforschenden Schnitte gelegt werden sollen, ist eine rein praktische Frage. Ihre Beantwortung ergibt sich aus der Entwicklung der jeweiligen Sprache und ihrer Literatur. In Perioden starker sprachlicher Wandlung müssen die Querschnitte näher bei einander liegend vorgenommen werden als in sprachlichen Ruhezeiten, und im ganzen gesehen wird nur das Ergebnis des Vergleiches zweier Querschnitte zeigen können, ob die Häufigkeit der Schnitte genügend gross war.

Noch ein zweiter Tatbestand ist hierbei zu beachten. Die Untersuchung muss auch auf die Individualsprache des einzelnen Quellenwerkes eingehen. Trier kommt zum Beispiel zu dem Resultat (p. 14), dass das Nebeneinander der althochdeutschen Wörter *wis*, *spáhi* und *fruo*t nur scheinbar die Gliederung eines Sinnfeldes spiegele, „da in Wirklichkeit keiner der uns bekannten Texte dies Nebeneinander kennt“.

## V.

Wenn man diese aufgestellten Forderungen, die alle nur als Vorbedingungen zu verstehen sind, die der etymologischen Forschung selbst vorausgehen müssen, überdenkt, so könnte man von selbst zu der Schlussfolgerung gelangen, dass im Augenblick überhaupt keine Etymologie systematisch betrieben werden soll. Und dem ist in der Tat so: das Etymologisieren muss vor dringenderen Aufgaben der Sprachwissenschaft für den Augenblick zurückgestellt werden. Im gegenwärtigen Augenblick tut es vor allem not, das unüberschaubar reiche sprachliche Material im Sinne der Feldgliederung neu zu ordnen. Solange dies nicht geschehen ist, verfügen wir über kein sicheres Kriterium, die Richtigkeit einer aufgestellten Etymologie zu überprüfen. Die heutige Etymologie kann nur ungefähre Beziehungen des untersuchten Wortes zu dem mutmasslichen Etymon nachweisen. Es wird ein „Bedeutungswandel“ konstruiert, der aber völlig in der Luft hängt, wenn

man bedenkt, dass das betreffende Etymon in verschiedenen Sprachen völlig verschiedene Meinungen besitzt.

Nehmen wir zum Beispiel das rumänische Verbum *a plăcea*. Sowohl Puşcariu (p. 116) wie auch Tikin (p. 1180) geben als Etymologie lateinisch *placere* ohne weitere Bemerkung an, und nach der lautlichen Seite hin ist auch keinerlei Zweifel möglich. Die Erhaltung des lateinischen Dativs der Person bei diesem Worte ist eine weitere Bestätigung für die Problemlosigkeit des Wortes, und auch die Tatsache, dass rumänisch *a plăcea* im Gegensatz zu französisch *plaire* auch «schmecken» heisst, erscheint problemlos, denn auch zum Beispiel das englische *to like* heisst (neben «gern haben») «gefallen» und «schmecken», ebenso wie das deutsche *gern haben* sowohl auf Menschen wie auf Speisen — umgangssprachlich — bezogen werden kann. Wenn man nun aber in Anbetracht des vorhandenen slavischen Einflusses das russische *nravit'sja*, bulgarisch *nravja se* — ebenfalls mit Dativ — mit den Meinungen «gefallen» und «schmecken» neben das rumänische *a plăcea* stellt, so ergeben sich Zweifel darüber, ob die eine der rumänischen Meinungen des Wortes *a plăcea* «schmecken» eine innerrumänische Eigenentwicklung ist, oder ob sie nicht vielmehr eine calque linguistique zum Slavischen darstellt. Und diese Frage kann nur durch eine eingehende Durchforschung der betreffenden Felder (sinnliche Wahrnehmung, ästhetische und ethische Beurteilung, Speisen) mindestens in beiden Sprachen entschieden werden — noch besser wäre es freilich, wenn das Resultat sich auch auf eine entsprechende Untersuchung in anderen Sprachen stützen könnte. Ich glaube, niemand will leugnen, dass die Frage nach Eigenentwicklung oder fremdem Einfluss wichtiger ist, als die nach der blossen Etymologie.

Ein anderes Beispiel ist das rumänische Wort *creştin*, französisch *chrétien* — in beiden Sprachen Substantiv und Adjektiv, zweifellos aus dem lateinischen *christianus* entwickelt und auch in beiden Sprachen sowohl die Meinungen *Christ* als auch *Mensch* zeigend. Puşcariu (p. 36) gibt diese zwei Meinungen überdies noch für Albanisch, Abruzzisch und Rätoromanisch

an. Ein Zweifel an dieser Aufstellung ergibt sich erst, wenn man die rumänische kirchliche Entwicklung in Betracht zieht (orthodoxe slavische Kirche gegenüber dem westlichen römischen Katholizismus) und andererseits bedenkt, dass rumänisch *omul* nicht nur wie französisch „l'homme“, „der Mensch“, „der Mann“ heisst, sondern auch „der Rumäne“, „der (rumänische) Bauer“. Es findet sich nämlich im russischen *krest'janin*, „Bauer“ (gegen gelehrtes *xristianin*, *Christ*) neben *muš*, „Mann“ und *mušik*, „Bauer“ eine Parallele zu der romanischen Entwicklung, und in Anbetracht der lautlichen Ähnlichkeit von russisch *krest'janin* mit dem rumänischen *creştin* ist es durchaus nicht unmöglich, dass das rumänische Wort sich in Anlehnung an das russische — oder das russische an das rumänische angelehnt — entwickelt hat. Eine Entscheidung über die Frage, ob Parallelität der Entwicklung — vor allem deswegen anzunehmen, weil in den übrigen slavischen Sprachen das Wort fehlt — oder Einfluss der einen Sprache auf die andere vorliegt, lässt sich nicht fällen, solange nicht das gesamte Sinnfeld Bauerntum in den verschiedenen slavischen und romanischen Sprachen erforscht ist. Vorläufig bleibt die so einleuchtend scheinende Etymologie von rumänisch *creştin* eine unbeweisbare Möglichkeit, sofern man unter Etymologie eines Wortes mehr versteht als blosses Zurückführen der einzelnen Laute des Wortes auf ein Ausgangswort.

Ich habe als Beispiele ganz absichtlich zwei Wörter gewählt, deren Etymologie auf den ersten Blick problemlos erscheint, weil sich an solchen Wörtern am deutlichsten zeigen lässt, worauf es uns ankommt. Wenn man die Entwicklungsgeschichte sogar von Wörtern mit eindeutigem Ausgangspunkt genau kennen muss, um beurteilen zu können, ob das eine Wort wirklich sich lediglich aus dem bekannten Grundwort entwickelt hat, dann gewinnt die Schlussfolgerung, dass ohne die Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der Wörter die Etymologie eines unklaren Wortes eine mehr als unbewiesene, nämlich eine willkürliche Annahme darstellt, eine in jeder Hinsicht zwingende Überzeugungskraft.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal hervorheben, dass die Erforschung der Sinngeschichte ohnehin eine wichtigere Aufgabe ist, als die Aufstellung einer blossen Etymologie nebst der Lautgeschichte der Wörter. Es ist heute allgemein anerkannt und wird bis zum Überdruß betont, dass die Sprachwissenschaft eine Geisteswissenschaft, und die Sprache eine vor allem soziale Gegebenheit ist. Wo aber offenbart sich der soziale Charakter der Sprache deutlicher als im Sinne der Wörter, der Zeichen, mit deren Hilfe die Menschen sich mitteilen? So ist die Sinngeschichte der Wörter und die Semantik überhaupt das bei dem augenblicklichen Stande der Entwicklung unserer Wissenschaft wichtigste Forschungsgebiet, und es kann als sicher gelten, dass die übrigen Gebiete der Sprachwissenschaft durch eine systematisch betriebene semantische Forschung eine Fülle von Anregungen bekommen werden.

Was die Methode anlangt, so ist zum Schluss noch zu bemerken, dass die Feldforschung missverstanden und — teilweise höchst unbedacht — angegriffen wird. Als Beispiel greife ich die Besprechung heraus, die Werner Betz (*IF*, 58, 1941, p. 91) über eine Arbeit von Paul Wahmann veröffentlicht. Es handelt sich mir dabei lediglich um Betz' prinzipielle Ausstellungen, zu der Arbeit Wahmanns selbst oder zu seinen Ergebnissen nehme ich keinerlei Stellung, da das Buch mir nicht zugänglich ist. Betz schreibt: „So hätte z. B. auch im letzten Abschnitt etymologische Überlegung und Berücksichtigung der übrigen germanischen Sprachen W. davon abhalten können, *anst* der Gefolgschaftsterminologie zuzurechnen“. Ich glaube, am Beispiel *Kasten* (p. 19) eindeutig nachgewiesen zu haben, dass die Feldgliederung nicht einmal von einem Dialekt zum anderen ungeprüft als gültig übernommen werden darf. Wieviel weniger kann dann der Gebrauch des entsprechenden Wortes in einer anderer Sprache einen Einwand gegen die Zugehörigkeit eines Wortes zu einem bestimmten Feld darstellen — um von dem auf die Etymologie gegründeten Einwand ganz abzusehen! Sollte vor derartigen Trugschlüssen nicht schon der Gedanke an beispielsweise deutsch

*bekommen* — englisch *become*, deutsch *weise* — englisch *wise*, oder französisch *être* — rumänisch *a sta*, französisch *traire* — rumänisch *a trage* bewahren?

Des weiteren erhebt Betz zweifelnde Fragen über die Abgrenzung der einzelnen Begriffsfelder. Hierzu ist nur zu bemerken, dass die Felder sich natürlich überschneiden, und dass die Rechtfertigung für die Abgrenzung sich im einzelnen letztlich nur aus den Ergebnissen ergibt. Es ist durchaus möglich, dass Wahmanns Abgrenzung zu eng ist, aber darüber ist nicht mit Betz zu diskutieren, der — nur scheinbar auf Wahmanns Arbeit oder auf deren letzten Abschnitt einschränkend — die Feldforschung als Ganzes verkennt, wenn er (p. 92) zusammenfasst: „Fragt man sich nun bei dem letzten feldgeschichtlichen Abschnitt einmal, welche besonderen Erkenntnisse durch die Feldbetrachtung gewonnen werden, so sind es im vorliegenden Fall keine anderen als die, die man durch eine Betrachtung der bedeutungsverwandten Wörter, wie man das früher nannte, auch gewinnt. Durch die Terminologie „Feld, Bezirk usw.“ ist für die Darstellung auf der einen Seite eine einfachere und glücklichere Form gefunden, die zugleich immer an den „Ganzheitscharakter“ der Sprache erinnert, auf der anderen Seite freilich ergibt sich oft auch eine Verkrampfung des Ausdrucks und eine Art „Panlinguismus“, der den Anstoss jeder Bewegung von der Sprache statt vom Sein ausgehen lässt“.

Wenn Betz glaubt, dass für die Anhänger der Feldforschung der Anstoss statt vom Sein von der Sprache ausgeht, so ist fürs erste einmal vollkommen unverständlich, was damit gemeint ist. Klar ist nur, dass der Gedanke zugrunde liegt, „Sein“ und „Sprache“ gegenüberstellen zu können. Das ist aber völlig undiskutabel. Der Sprache kommt ein objektives Sein zu, insofern sie als System auch ohne den einzelnen redenden Menschen vorhanden ist, aber dieses Sein ist unlösbar an das Sein der sprechenden Menschen als Gesamtheit gebunden. Der einzelne erwirbt dieses System für sich mit der Sprache, aber ohne Menschen gibt es keine Sprachänderung mehr, höchstens Sprachdenkmäler, denn jede sprachliche Veränderung ist die Folge menschlichen Tuns. Daher ist es schon



von vornherein abwegig, in der Sprachwissenschaft von einem auch nur möglichen Gegensatz von Sein und Sprache zu reden.

Was schliesslich den scheinbaren Unterschied zwischen Feldbetrachtung und Betrachtung der bedeutungsverwandten Wörter betrifft, den Betz hervorhebt, so ist zu sagen, dass die Theorie der Feldbetrachtung ja gerade die tiefere Begründung für die Notwendigkeit liefert, nicht ein Wort, sondern möglichst alle damit sinnverwandten Wörter zusammen zu behandeln. Erst die Feldbetrachtung hat nachgewiesen, dass der genaue Sinn eines Wortes, nämlich sein Platz im — gedachten — sprachlichen Feld nur durch die jeweilige Gliederung dieses Feldes bestimmt ist.

Nicht also etymologische Feststellungen können der Feldforschung neue Wege weisen, sondern die Feldforschung ist im Gegenteil dazu berufen, der Etymologie eine neue und bessere Grundlegung und damit auch einen Auftrieb zu verschaffen. Dass der neuen etymologischen Forschung in den meisten Fällen eine unübersehbare und die Arbeitskraft einzelner Forscher bei weitem übersteigende Vorarbeit vorausgehen muss, ist richtig. Vielleicht könnte die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit erwägen, die feldgeschichtliche Verarbeitung des Sprachmaterials in der Form der Gemeinschaftsarbeit zu organisieren. Die Dauer für die Fertigstellung des Grimmschen Wörterbuches muss nicht unbedingt ein böses Omen für das Gelingen darstellen, denn zum Beispiel der Thesaurus Wölfflins ist vollendet worden. Es ist hier nicht der Ort, über die Vor- und Nachteile zu reden, die sich aus der Verschiedenartigkeit der Arbeitenden und aus dem Zwange, deren Individualität einschränken zu müssen, für das Werk sowohl wie für die ergebnis, die daran beteiligt sind. Für die etymologische Forschung würde sich ein ausserordentlicher Fortschritt ergeben — ihre Aufstellungen würden von den Fehlerquellen befreit werden, die das notwendig unzulängliche Wissen des Einzelnen mit sich bringt, und sie würden den Grad der Sicherheit erreichen, der menschlichem Erkennen überhaupt möglich ist.

EUGEN SEIDEL

## VOYELLE ET CONSONNE

### MISE AU POINT DE LA QUESTION RELATIVE A LA DISTINCTION DES DEUX GROUPES

1. On divise d'habitude les sons parlés en voyelles et en consonnes; c'est la division que l'on trouve déjà chez les vieux Grecs. Mais est-elle juste?

On l'a beaucoup critiquée, en prétendant qu'elle n'était pas fondée sur des différences réelles, et surtout pas sur des différences de nature physiologique. Comme preuve, on a souvent cité une constatation de Rousselot (*Principes*, p. 633), selon laquelle les consonnes et les voyelles feraient partie « d'une série naturelle dont les extrêmes seuls sont nettement séparés » (ainsi par ex. Roudet, *Elém. de phonét. gén.*, 1910, p. 76; Vendryes, *Le langage*, 1921, p. 25, etc.). Évidemment, si l'on ne tient compte que de l'ouverture du canal buccal, cette constatation est exacte: à l'une des extrémités de cette série naturelle et ininterrompue se trouvent les voyelles *a, e, o*, à l'autre extrémité les consonnes *b, d, g, p, t, k*, pour lesquelles le canal buccal se referme complètement. Mais de là à prétendre qu'il n'y a pas de différences de nature entre les voyelles et les consonnes, il y a loin.

C'est surtout Jespersen qui ne considère pas la différence voyelle/consonne comme fondamentale (*Phonetische Grundfragen*, 1904, § 96 et 97, *Lehrbuch der Phonetik*, § 8.2, 2<sup>e</sup> éd., 1913, p. 128, et *Elementarbuch der Phonetik*, 1912, p. 97-8), et encore M. Nadoleczny, dans sa *Physiologie der Stimme und Sprache* (dans Denkler-Kahler, *Handbuch der Hals-Nasen-Ohrenheil-*

kunde, I, 1925, p. 668), dit que cette „distinction ne peut pas se soutenir au point de vue physiologique“. Plus récemment encore, M. Jones est à peu près du même avis (*An Outline of English Phonetics*, 3<sup>e</sup> éd., 1932, § 100). Cette opinion s'est donc suffisamment généralisée.

2. 1. Mais voyons d'abord quelles sont les raisons que l'on invoque contre la classification traditionnelle. Elles sont surtout de nature physiologique, mais aussi acoustique, et se trouvent exposées en gros déjà chez Jespersen.

D'après ce dernier, 1° la différence entre voyelles et consonnes ne correspond pas à la différence acoustique entre les sons et les bruits — car il y a des consonnes accompagnées de sons (consonnes sonores) et, par contre, nous pouvons prononcer des voyelles dénuées de sonorité (chuchotées); 2° le degré d'ouverture des organes articulatoires ne présente pas une différence absolue, mais relative<sup>1</sup>. La limite entre les voyelles et les consonnes (plus spécialement les consonnes spirantes, les plus proches des voyelles, quant à l'ouverture des organes) serait donc purement conventionnelle: elle serait „là où une aspiration égale, naturelle, calme, cesse de produire un bruit nettement perceptible, provenant du frottement“. L'argumentation de Jespersen a séduit beaucoup de linguistes, dont quelques-uns ont même fini par prétendre que les voyelles ne sont qu'une sorte de spirantes, fricatives ou constrictives.

<sup>1</sup> En effet, si l'on compare, sur les radiographies, les sons parlés au point de vue de l'écartement des mâchoires et de la largeur du canal, là où se fait l'articulation, on voit que pour les consonnes *k* (4.2.), *ch* (4.8), *r* (7.2), *ʃ* (4.5), *n* (5) et *p* (5.8) l'écartement est plus grand que pour la voyelle *i* (3.7); pour les consonnes *m* (8.5) et *f* (8.5) il est identique à celui de *e* et plus grand que pour *u* (7.1) et *o* (8.4); l'espace entre la langue et le palais, au point d'articulation, est plus large pour *ch* (1.7) que pour *i* (1.5). (D'après les *Radiographies de l'articulation des sons tchèques*, Prague, 1926, de MM. Pollard et Hála, le tchèque étant la seule langue pour laquelle on possède des radiographies de tous les sons, voyelles et consonnes.) Les reproches de Jespersen sont donc justifiés; mais quant à sa conclusion sur la „limite conventionnelle“, la phonétique expérimentale a démontré, comme on le verra ci-dessous, qu'elle ne se laisse pas défendre.

M. Jones relègue aussi l'aspect physiologique du problème au deuxième plan et accepte une limite non moins conventionnelle, basée sur d'autres considérations acoustiques, la sonorité et le pouvoir de transmission, qui ne sont pas les mêmes pour les deux groupes<sup>1</sup>. Mais comme Jespersen, il se rend compte également que les différences qu'il admet ne sont que des différences de degré et qu'elles ne sont pas absolues.

2. 2. La question a été étudiée de près par l'abbé Roussetot, mais disons tout de suite que ses recherches ne l'ont pas rendu moins sceptique. Dans ses *Principes* (p. 633-643; v. aussi Millet, *L'oreille et les sons du langage*, 1926, p. 49), il indique les traits généraux suivants qui distinguent la voyelle de la consonne: 1° La tenue d'une voyelle a plus de stabilité que celle d'une consonne (ce qui est surtout clair lorsque l'on compare une voyelle sentie comme telle à une semi-voyelle correspondante, qui fait office de consonne); 2° La voyelle demande le maximum de travail laryngien (sonorité) et le minimum d'effort articulatoire, et, inversement, la consonne exige le maximum d'effort articulatoire et, quand il existe, le minimum de travail laryngien; 3° Dans la voyelle, il y a prédominance de la résonance, tandis que dans la consonne il y a prédominance du bruit du souffle et du frottement, conséquences évidentes des différences dans l'articulation de chacune des catégories.

Cependant ces traits établis par Roussetot représentent-ils des qualités spécifiques soit à l'un, soit à l'autre groupe, et par là-même des différences de principe? L'auteur lui-même répond par la négative, en ajoutant que „l'on a tort de chercher une différence caractéristique entre les deux portions“; s'il garde et recommande de garder, „avec leur sens imprécis, la dénomination vulgaire“ voyelle/consonne, c'est uniquement parce que „cette dénomination est commode et admise de tous“.

<sup>1</sup> D'après F. de Saussure, le côté physiologique sera négligé; „seul l'effet acoustique est différent“ (*Cours de linguistique gén.*, Genève, 1916, p. 77).

La question est jugée un peu autrement et d'une façon moins sceptique par M. Grammont, un des rares phonéticiens qui défendent la distinction voyelle/consonne, et non seulement par tradition ou commodité. Les différences qui existent dans la largeur du canal buccal, dans l'effort articulatoire<sup>1</sup> et dans l'impression acoustique, lui semblent, contrairement à Rousselot, tout à fait suffisantes pour pouvoir considérer la différence voyelle/consonne comme réelle (*Traité de phonétique*, 1933, p. 83). Une position semblable à celle de M. Grammont a été adoptée par M. C. Battisti, dans sa *Fonetica generale* (Manuali Hoepli, 1938, p. 121).

2. 3. Pourtant, toutes ces différences invoquées par Grammont, Rousselot ou Jones — dont la plupart, en effet, pourraient déjà servir à établir une distinction sinon absolue et mathématique, du moins relative<sup>2</sup> — ne sont que des différences de degré; j'insiste de nouveau sur ceci qu'il n'est pas question une seule fois, dans notre discussion, d'une qualité absolue, spécifique soit à l'une soit à l'autre catégorie. Le travail laryngien et la résonance sont des caractéristiques qui n'appartiennent pas uniquement aux voyelles et, par contre, l'instabilité, le rétrécissement du canal buccal, l'effort articulatoire et même le bruit du souffle ne caractérisent pas

<sup>1</sup> Il parle en réalité de „l'effort expiratoire“, qui va ensemble avec l'effort articulatoire, signalé dans l'exposé de l'abbé Rousselot. Mais M. Grammont remarque, à ce sujet, encore une différence de plus, fait d'ailleurs connu, mais que l'on n'avait pas encore introduit dans la discussion; il est question du débit de l'air expiré, qui est relativement moins grand pour les voyelles que pour les consonnes (par suite de l'effort expiratoire qui est moins grand). Quant à sa théorie concernant la tension, les tracés ne montrent pas, pour les voyelles, une tension toujours décroissante (cf. d'ailleurs Chlumský, *Arch. néerl. de phon. exp.*, XI, p. 98).

<sup>2</sup> Pour décider, dans les cas douteux, si un son est une voyelle ou une consonne (par ex. dans les enquêtes dialectologiques), il suffit de se rapporter à l'appréciation psychique, c'est-à-dire au sentiment qu'en ont les sujets parlants. C'est donc le point de vue purement subjectif qu'il faut faire intervenir, à côté et même de préférence aux considérations acoustiques et physiologiques; v. ci-dessous, 3.4.

uniquement les consonnes; ces caractéristiques se retrouvent dans les deux groupes, mais dans des proportions différentes<sup>1</sup>.

3. Faut-il en conclure qu'il n'y a pas de différences caractéristiques, de différences de principe, entre les deux groupes, ainsi que Rousselot l'enseignait? Pourtant, par exemple, la différence si profonde (on pourrait même dire la contradiction) entre le traitement, dans les langues romanes et autres, d'un *yod* (vers *d'*, c'est-à-dire vers l'occlusion = fermeture) et celui d'un *i* (vers *e*, c'est-à-dire vers l'ouverture) — deux sons pourtant si semblables, mais dont l'un est consonne, l'autre voyelle — laisse supposer qu'il doit y avoir, entre une voyelle et une consonne, une différence physiologique plus importante que toutes celles que nous avons vues jusqu'à présent, une différence constitutive qui oppose véritablement une catégorie à l'autre<sup>2</sup>.

3. 1. Cette différence existe réellement, et elle a été déjà démontrée à deux reprises par deux phonéticiens de l'école de l'abbé Rousselot, M. Bogorodickij et mon regretté maître

<sup>1</sup> „Enfin, supposer que la voyelle est suffisamment définie par son rôle dans le mot et par le fait qu'elle constitue la syllabe [ainsi par ex. Sievers, *Grundzüge der Phonetik*, § 5], c'est se condamner, si l'on veut être logique, à admettre que toute consonne (même un *p*) peut être une voyelle“ (Rousselot, *Principes*, p. 634). En réalité — et c'est un fait parfaitement connu — l'*r*, l'*l*, ou toute autre consonne faisant fonction de voyelle, s'appuie sur un élément vocalique qui l'accompagne mais que nous ne percevons pas, cf. Rousselot, l. c., Chlumský, *Pokus o měření českých zvuků a slabik*, Prague, 1911, p. 39, etc.

<sup>2</sup> On ne peut pas dire qu'il existe une différence de constriction, entre *i* et *yod* (comme on le croit d'habitude, cf. par ex. Grammont, op. cit., fig. 95, ou *Traité de prononciation française*, le chap. sur *i* et *yod*, Battisti, op. cit., p. 120-121, A. Grégoire, *La linguistique*, 1939, p. 59, etc.) et que ce serait là la raison de leur évolution si différente. En réalité, pour *yod* le passage peut être plus large que pour *i*, sans que l'on s'aperçoive d'un changement, et la seule chose essentielle qui distingue les deux articulations est le degré de rapprochement et le travail des cordes vocales (cf. Chlumský, *Listy filologické*, Prague, 1932, t. LIX, p. 298 et Id., *Arch. néerl. de phon. exp.*, XI, 1935, p. 91; Straka, *Ottův naučný slovník* [Encyclopédie Otto], Prague, 1933 s. v. *J*; ainsi que, pour la simple constatation du fait en allemand et en anglais, E. A. Meyer, *Untersuchungen*, p. 31-32, 47, 52 et Jones, op. cit., p. 194), mais ceci ne peut pas constituer, non plus, la cause de la différence.

Chlumský. Malheureusement, leurs démonstrations, faites plutôt en passant, sont restées inaperçues et n'ont passé dans aucun ouvrage général (Roudet, Grammont, Battisti), de sorte qu'elles n'ont pas eu d'influence sur la discussion, qui se poursuit toujours (v. Nadoleczny, Jones, etc.). M. Bogorodickij a rédigé ses preuves en russe (slavica non leguntur!), v. son *Obščij kurs ruskoj grammatiki* (2<sup>e</sup> éd., 1907; 5<sup>e</sup> éd., Moscou, 1935, p. 16)<sup>1</sup>, et la démonstration de Chlumský n'est qu'une brève insertion qui peut facilement échapper, dans un compte rendu de l'*Elementarbuch* de Jespersen (*Rev. de phonétique*, III, 1913, p. 204-5).

Voici les faits. Le renforcement de la prononciation produit sur les consonnes un effet tout à fait contraire à celui qu'il produit sur les voyelles. Pour les consonnes, il amène un rapprochement des deux mâchoires et par là un rétrécissement du canal buccal, tandis que pour les voyelles c'est juste le contraire: éloignement des deux mâchoires et élargissement du canal. Les expériences à l'aide du palais artificiel le prouvent suffisamment: dans le premier cas, le contact sur le palais devient plus grand, dans le second, on le voit diminuer (v. les fig. 30 et 61 dans la *Fonetika*, ainsi que les miennes, ci-dessous; cf. également Hála, *K popisu pražské výslovnosti*, Prague, 1923, fig. 21 et 23). M. Bogorodickij explique cette différence en supposant que ce sont avant tout les muscles élévateurs qui interviennent dans l'articulation des consonnes, et au contraire les muscles abaisseurs, dans l'articulation des voyelles.

§. 2. Cette explication paraît, en effet, très plausible<sup>2</sup>. Les muscles élévateurs — le temporal, le masséter et le ptérygoïdien interne — étant les plus importants et ayant une force

<sup>1</sup> Aussi dans *Opyt fiziologii obščeruskago proiznošenija*, 1909, p. 4 et 46, ainsi que dans le nouveau remaniement de ce dernier ouvrage, *Fonetika ruskojazyka v svete eksperimental'nyx dannyx*, Kazan, 1930, p. 79 et 148.

<sup>2</sup> Le reproche non-justifié de Broch, *Slavische Phonetik*, Heidelberg, 1911, p. 18 („Der Einteilung in Vokale-Konsonanten nach dem von Bogorodickij aufgestellten physiologischen Prinzip stehe ich skeptisch gegenüber“), ne peut évidemment pas ébranler cette explication.

beaucoup plus grande que les muscles abaisseurs — relativement faibles, le digastrique et le génio-hyoïdien<sup>1</sup>, il n'y a rien d'étonnant que ce soient précisément les premiers, qui fonctionnent pour les consonnes, qui exigent le plus grand effort articuloire, tandis que les derniers interviennent dans l'articulation des voyelles, pour lesquelles l'effort articuloire est moindre<sup>2</sup>.

La justesse de l'hypothèse est renforcée par ceci que pour la consonne *h* (sonore et sourde) sous l'accent il n'y a pas de resserrement, mais tout au contraire, plutôt un élargissement du canal; et en effet, pour l'articulation de cette consonne il ne se produit pas d'effort articuloire dans la cavité buccale et il n'y a pas d'articulation linguale; par conséquent, les muscles élévateurs et le mylo-hyoïdien n'interviennent pas.

§. 3. Par suite de cette différence physiologique, c'est la tendance articuloire même qui diffère. Elle est contradictoire pour les deux catégories de sons — et on le comprend maintenant facilement: pour les voyelles, tendance à faire ouvrir la bouche, pour les consonnes, tendance à la fermer. La thèse de F. de Saussure et de son école, qu'„au point de vue de l'articulation buccale, il n'y a pas de distinction à faire“ et que „seul l'effet acoustique est différent“ (*Cours de linguistique gén.*, p. 77), pas plus que celle de Jespersen, ne se laissent pas dé fendre. Tout au contraire, les termes „*Mundöffner*“ et „*Mund-schliesser*“ de Techmer (employés pourtant par celui-ci plutôt

<sup>1</sup> Cf. Poirier-Charpy, *Traité d'anatomie humaine*, 1912, II, 1<sup>ère</sup> partie, p. 226. En outre, sur les deux groupes de muscles et leur fonctionnement, v. p. 226-7, 238, 241 et Testut-Latarjet, *Traité d'anatomie humaine*, 8<sup>e</sup> éd., 1928, I, p. 783-792, 844-847 et 849-851; les indications de Rouvière, *Anatomie humaine descriptive et topographique*, 1924, I, p. 131 et 155 sont moins complètes.

<sup>2</sup> J'ajoute qu'en plus des trois muscles élévateurs, c'est encore le mylo-hyoïdien qui doit participer à l'émission des consonnes. Car c'est lui qui a la fonction de soulever la langue et de l'appliquer contre la voûte palatine (v. surtout Testut-Latarjet, op. cit., 849). Ce muscle agit aussi dans le même sens que les trois autres, de bas en haut, et le renforcement de la prononciation augmentant son action dans cette direction, amène tout naturellement une application plus intime de la langue contre le palais, ou au moins un plus grand rétrécissement du canal.

dans le sens des *litterae apertae* et des *litterae clausae* de Wilkins)<sup>1</sup> ou, en russe, *rto-raskryvateli* et *rto-smykateli*, de Bogorodickij, c'est-à-dire „ouvriers“ et „fermeurs de bouche“, correspondent bien à la réalité physiologique.

3.4. Encore une dernière question. Si vraiment, comme il nous semble probable, les voyelles sont formées par un autre groupe de muscles que les consonnes, il faut que la répartition du fonctionnement entre les deux groupes soit dirigée par deux impulsions différentes, l'une pour le premier groupe n'exigeant que peu d'effort, et l'autre pour le second. Mais ceci suppose avant tout l'intention de prononcer soit une voyelle (dans le subconscient = son avec moindre effort), soit une consonne (= son avec effort). On voit alors combien la liaison entre la structure physiologique et la structure psychique des sons est étroite. Et on est vraiment en droit de dire que „sans l'intention, il n'y a pas de phonème“ (Chlumský, *Slavia*, XII, Prague, 1934, p. 595).

Cette observation nous paraît être importante pour les recherches dialectologiques. Il peut y avoir quelquefois des cas douteux où l'on hésiterait à se prononcer si un son donné est une voyelle ou une consonne (v. déjà ci-dessus, p. 32, n. 2). On dirigera alors la recherche sur l'aspect physiologique des sons. Toutefois, en tenant compte du lien intérieur dont nous venons de parler, il suffit de se fier à la manière dont les sujets parlants considèrent ce son. S'il est senti comme voyelle ou comme consonne, c'est, selon toute probabilité à cause de la corrélation intérieure qui existe entre le travail musculaire et le centre psychique. Ainsi, il est parfaitement juste de dire qu'en définitive c'est l'esprit humain qui décide si le son énoncé est une voyelle ou une consonne, mais cette décision ne peut être basée, dans le subconscient, que sur des faits physiologiques.

4.1. La première conséquence du phénomène que nous venons d'étudier est qu'entre les sons d'une syllabe accentuée

et ceux d'une syllabe inaccentuée — surtout dans les langues où l'accent est fort (par ex. le russe, l'italien, etc.) ou dans des périodes où l'accent devenait plus rude (français pré-littéraire, etc.) — il y a toujours une certaine différence: la voyelle accentuée est plus ouverte que la voyelle inaccentuée<sup>1</sup>, la consonne frappée par l'accent est plus fermée que la consonne de la syllabe inaccentuée.

Deuxième conséquence: à l'intérieur de la syllabe accentuée, la différence d'ouverture du canal buccal pendant l'articulation de la consonne et de la voyelle devient plus sensible, et, par conséquent, l'effort articuloire est plus considérable. Dans les syllabes inaccentuées l'écart est moins sensible.

4.2. Voici, maintenant, deux conséquences de la théorie qui vient d'être exposée, qui intéressent la phonétique historique.

a) C'est un fait connu que dans les langues où l'accent est intense, les syllabes inaccentuées souffrent davantage du voisinage des syllabes accentuées, presque toute la force se dépensant dans la syllabe frappée par l'accent. La syllabe inaccentuée étant, par la suite, articulée faiblement, la faiblesse articuloire qui amène, pour les voyelles, un moindre écart des mâchoires peut aller jusqu'à ce que le travail d'ouverture du maxillaire inférieur et le soulèvement de la langue ne se produisent plus et que la voyelle s'efface complètement. Ce cas, généralement connu sous le nom de syncope, s'est produit, comme on le sait, à plusieurs reprises, au cours de l'évolution des langues romanes et surtout du français (cf., par ex., Guarnerio, *Fonologia romanza*, 1918, p. 318 s. et Elise Richter, *Chronologische Phonetik des Französischen*, 1934, § 6, 10, 66, 109, 111, 130, 144), et est encore aujourd'hui en train de se produire par ex. en russe, où l'on assiste non seulement à des réductions complètes (*tyšjača, sečás, požáľjte* se prononcent *tyšča, sčas, léas* ou *šas, požalte*, etc.), mais aussi à des affaiblissements de voyelles (par ex. dans les deux premières syllabes de *sataná, golová*,

<sup>1</sup> Dans *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*, 1, 1884, p. 148.

<sup>1</sup> Il est donc naturel que le passage de *i* bref à *e* fermé et celui de *u* bref à *o* fermé se soient produits, en latin vulgaire, dans les syllabes accentuées chronologiquement plus tôt que dans les syllabes inaccentuées.

etc.) — cf. Bogorodickij, *Obščij kurs*, 17 et 47 s., et Ščerba, *Russkie glasnye*, 1912, p. 94-104; on peut l'observer également en slovène et dans beaucoup d'autres langues ou dialectes.

b) Le rétrécissement du canal buccal qui se produit pour une constrictive, à la suite d'un renforcement articulatoire, ne change pas normalement le caractère constrictif de la consonne. Mais si le renforcement est accru, la diminution de l'ouverture buccale peut dépasser la petite portion de rétrécissement habituel et devenir une véritable occlusion. Ainsi, par exemple, l'*yod*, sous l'influence d'un accent puissant, passe à un *d'*, et *ɤ* bilabial à *b*. Ces traitements, connus de l'ancienne période des langues romanes, sont signalés de nos jours en Espagne (*vino* > *mino*, *hierba* > *yerba* > *d'erba* > *žerba*; Navarro-Tomás,



Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Fig. 1: *e* dans l'impératif tchèque *vem* „prends“ (prononciation courante, à la place de la forme littéraire *vezmi*).

Fig. 2: *i* dans *ty[vi]* „vous“.

Fig. 3: *yod* dans *já[yā]* „moi“.

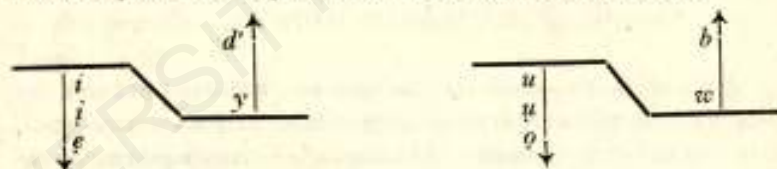
Fig. 4: a. *d'* dans *Ad'a* (nom propre): surface ombrée; b. *yod* dans *já* très énergique: surface entre les lignes pointillées et les bords droit et gauche du palais.

Fig. 1-3 surface ombrée (entre la ligne pleine et les contours du palais): prononciation normale, intensité normale; surface entre la ligne pointillée et les contours du palais: prononciation renforcée<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> J'ai préféré illustrer mon exposé par des expériences faites sur des mots de ma langue maternelle, pour conserver tout le naturel de la prononciation. Pourtant, les expériences avec les mots français *fais!*, *vif*, *maillot*, *baïlla*, faites sur moi-même et sur des Français, ont donné les mêmes résultats. J'ai obtenu le même résultat avec des sons de l'albanais. Quant à l'*y grec* du tchèque, ce n'est qu'une survivance orthographique; il se prononce, déjà depuis la fin du XIV<sup>e</sup> siècle, comme un *i* (cf. Hus, *De orthographia bohémica*, 1406, publ. par A. V. Šembera, et Gebauer, *Historická mluvnice jazyka českého*, I, 1894, p. 278-279).

*Pronunciacion española*, 1926, p. 88 et 125, Chlumský, *ddj en gothique et ses analogies en espagnol*, *Xenia Pragensia*, 1929, p. 339). Ce traitement n'est cependant pas limité aux seules semi-voyelles *yod* et *w*; toute constrictive peut devenir de cette manière occlusive (cf. Chlumský, dans *Listy filologické*, LIX, Prague, 1932, p. 292-293, 299-300).

D'une façon schématique, la différence entre le traitement de l'*i* ou de l'*u* et celui de l'*yod* ou du *w*, sous l'influence de l'accent, peut être représentée de la manière suivante:



(Nous ne mettons pas l'*yod*, et par analogie *w* non plus au sommet de la série vocalique, pour la raison qui a été donnée ci-dessus, p. 30, n. 1.) Sous l'influence de l'accent (renforcement), l'évolution ne peut aller que dans le sens des flèches et, entre *i* et *yod*, il n'y a pas de passage possible.

5. L'ancienne classification grecque se trouve donc justifiée. Elle était pourtant basée, on le sait, uniquement sur des impressions acoustiques<sup>1</sup>. Cela prouve, une fois de plus, que l'impression acoustique suffit, au premier abord; si l'observation est suffisamment fine — ce qui est le cas pour les Grecs —, elle peut donner des résultats remarquables. Mais l'observation fondée sur l'audition seule est tout à fait insuffisante, si l'on veut aller plus loin et analyser les phénomènes phonétiques de la parole, en donner une classification scientifique ou préciser le sens des termes traditionnels. A ce moment-là, il faut abandonner le côté acoustique et recourir à l'examen des mouvements physiologiques, ainsi que M. Grammont l'a bien montré dans son *Traité de phonétique* (p. 10).

Clermont, Université de Strasbourg. GEORGES STRAKA

<sup>1</sup> V. l'excellente interprétation de cette classification dans les *Archives néerlandaises de phonétique expérimentale*, XI, 1935, p. 79.

## ETYMOLOGISCHE FORMELN UND FIGUREN IM RUMÄNISCHEN

Abhandlungen über etymologische Figuren pflegen im Allgemeinen nicht über die „eigentliche“ figura etymologica, den sogenannten „inneren Akkusativ“, hinauszugehen. Abgesehen etwa noch vom „paronomastischen Genitiv Pluralis“ werden sonstige Figuren aus Wörtern gleichen Stammes als uninteressant beiseite gelassen oder sogar verbis expressis (wie etwa bei E. Hofmann: *Ausdrucksverstärkungen...*, Göttingen, 1930, p. 98) als sinnlose Spielereien abgelehnt. Ja sogar Fälle des inneren Akkusativ, die ein Adjektiv bei sich haben, sind von der Betrachtung ausgeschlossen worden, obwohl z.B. im Deutschen hauptsächlich solche Fälle gebräuchlich sind (ich habe einen [schönen] Traum geträumt usw.). Bedauerlich ist ferner, dass in Spezialarbeiten über die etymologischen Figuren im Romanischen (F. Leiffhold, Erlangen, 1884) das Rumänische unbeachtet blieb.

Hier soll nun eine einerseits allgemeinere Untersuchung mit breiterem Rahmen und andererseits eine besondere Behandlung des Rumänischen, das für das Thema sehr interessante Erscheinungen aufweist, unternommen werden. — Leider ging ein Manuskript mit umfangreichem Material aus verschiedenen Sprachen und Sprachstufen durch die Wirrnisse unserer Zeit verloren, sodass hier nur aus dem Gedächtnis frühere Erkenntnisse angeführt werden können. — Ehe wir zur Darstellung und Erklärung des Materials übergehen können, müssen zunächst einige prinzipielle Fragen geklärt werden. Formeln und Figuren gehören dem Bereich der Stilistik an.

Dieser Bereich erstreckt sich sowohl auf Schriftsprache als auch auf Umgangssprache.

Unter etymologischer Figur soll hier jede Kombination von Wörtern verstanden werden, die dem gleichen (semantischen) Stamm, aber verschiedenen grammatischen Kategorien angehören. Der Begriff ist also denkbar weit gefasst. Um ihn nicht zu überspannen, wurde davon die etymologische Formel unterschieden, die das umfasst, was zwischen der etymologischen Figur und der blossen Wiederholung liegt — also vor allem etwa das, was man auch syndetische Doppelungen nennt.

Die beiden Gruppen gehören im weiteren Rahmen unbedingt zusammen, da sie in Entstehung und Wirkung viele gemeinsame Züge aufweisen. Ein Sich-ab-setzen gegenüber der blossen Wortwiederholung bilden Wortkombinationen. Diese enthalten eine Spannung in sich, besonders stark in der figura etymologica wegen des grammatischen Gegensatzes, aber auch in der etymologischen Formel.

Der Unterschied zwischen Formel und Wiederholung wurde — auf Homer angewendet und ganz allgemein gefasst — von St. Teodorescu<sup>1</sup> vor allem unter Hervorhebung des Spannungsgehaltes der Formel herausgearbeitet, und dabei wurde die ursprüngliche Lebendigkeit der Formel hervorgehoben. Allerdings ist dort die Frage nicht vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus behandelt worden, sondern eher philosophisch. Wichtig bleibt die Abgrenzung von Formel und Wiederholung jedoch für das vorliegende Thema in gleicher Weise.

Es soll nun zunächst sprachliches Material angeführt und beschrieben werden. Die Anführung besteht in einer einfachen nummerierten Auswahl von Beispielen. Sodann folgt die Beschreibung der einzelnen Belege und der Gruppen, in die sie sich zusammenfassen lassen. Schliesslich soll eine Erklärung versucht und das Thema noch einmal zusammengefasst werden.

<sup>1</sup>) • Die formelhaften Wendungen bei Homer •, *Revista Clasică*, 1941.

## I.

- 1a. „Să vedeți ce vis curios am visat astă noapte“. (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 157.)
- 1b. „... familia mai mult aici își trăia traiul“. (Rebreanu, *Țar*, 8.)
- 2a. „... și la urma urmelor de ce să se certe...“. (Rebreanu, *Țar*, 73.)
- 2b. „Dar n'am văzut-o bine, că la urma-urmei ce mă privește pe mine?“. (Damian Stănoiu, *Camere mobilate*, 211.)
- 2c. „... în zorii zorilor...“. (Rebreanu, *Răscoala*, I, 108.)
- „... blagoslovit fie numele tău în vecii vecilor, amin!“ (Rebreanu, *Răscoala*, II, 218.)
- 2d. „... ca să vadă cu ochii ei pe fetele fetelor“. (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 59.)
- 3a. „... moartea vine când nici cu gândul nu gîndești“. (Rebreanu, *Țar*, 229.)
- 3b. „Neam de neamul nostru — declară G. solemn — a mîncat carne...“. (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 63.)
- 3c. „... nimeni nu-i mai știa de știre“. (Vlahuță, *Dan*, 305.)
- „De știut n'au de unde să știe“. (Pavel Dan, *Urcan Bătrînul*, 17.)
- „De primit, primea de toate...“. (Pavel Dan, *Urcan Bătrînul*, 41.)
- „Că de dus, n'au avut când să le ducă“. (Pavel Dan, *Urcan Bătrînul*, 27.)
- 3d. „... orice om de omenie...“. (Rebreanu, *Răscoala*, 131.)
- „Alcum era om drept și pentru asta, oamenii de omenie îl iubeau“. (Pavel Dan, *a. a. O.*, 36.)

## II.

- 4a. „... a fost gata-gata să-și mîntuiască și averea...“. (Cezar Petrescu, 1907, 45.)
- 4b 1. „... mai ales că mereu-mereu o întreba...“. (Rebreanu, *Țar*, 315.)

- 4b 2. „O. își frecă repede-repede mîinile...“. (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 97.)
- 4b 3. „... a sărit din loc mai-mai să răstoarne lampa...“. (Cezar Petrescu, 1907, 99.)
- 4b 4. „... încet încet vîntul se alină“. (M. Sadoveanu, *Zodia Cancerului*, II, 24.)
- 4b 5. „... să vii curînd-curînd...“. (Rebreanu, *Răscoala*, 199.)
- 4b 6. „Bătrîna... șontle, șontle, se îndreptă spre poartă“. (Pavel Dan, *Urcan Bătrînul*, 35.)
- 4b 7. „Ce gînduri negre îl rodeau de umbla cu atîta neastîmpăr de colo-colo“. (Vlahuță, *Dan*, 256.)
- 4c. „O scrisoare întinsă, lîrică... cu puncte-puncte“. (Romulus Dianu, *Adorata*, 35.)
- „... invitații se risipeau perechi-perechi...“. (Romulus Dianu, *Adorata*, 66.)
- „... Grupuri-grupuri...“. (Rebreanu, *Răscoala*, 238.)
- 4d. „T. schimba fețe-fețe“. (Rebreanu, *Răscoala*, 82.)
- 5a. „... dicționarul latin Q., nou-nouț“. (Cezar Petrescu, 1907, 85.)
- „Să stau eu gol-goluț în fața copiilor mei...“. (Damian Stănoiu, *Camere mobilate*, 223.)
- 5b. „... singur-singurel locuiește aici...“. (Kriminalroman.)
- 5c. „In sfîrșit, eîne-eînește, cîrîit de muiere... V. își atîrna de...“. (Pavel Dan, *Urcan B.*, 62.)
- 6a. „Eu sunt bucureșteancă get-beget“. (Damian Stănoiu, *Camere mobilate*, 119.)
- 6b. „... mobilată de jur împrejur de vreo bancă...“. (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 105.)
- 7a. „... baba C. aduna cu ochiul ei de uliu fel de fel de nimicuri“. (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 31.)
- 7b. „... dacă ar avea o situație materială cît de cît asigurată...“. (Rebreanu, *Răscoala*, II, 143.)
- 7c. „... din ce în ce — din cînd în cînd... care de care se jurară“. (Rebreanu, *Răscoala*, 112.)
- 8a. „Cînd și eînd își mai aduci aminte și de mine...“. (Damian Stănoiu, *Camere mobilate*, 140.)



- 8b. „*Întii și întii am început...*“ (Creangă.)
- 8c. „*Unde și unde răsare câte-o clădire mai de seamă*“ (Vlahuță, *Dan*, 228.)
- 9a. „*Cărbunii din ladă fuseseră strânși de pe drum, bucată eu bucată...*“ (G. Călinescu, *a. a. O.*, 166.)
- 9b. „*Mișcarea se întinde zi cu zi, ceas cu ceas*“ (Rebreanu, *Răscoala*, 306.)
- 9c. „*...și dispărînd înecetul cu înecetul în fumul...*“ (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 15.)
- 9d. „*...apropiîndu-se puțin câte puțin*“ (Rebreanu, *Țar*, 280.)
- 9e. „*...și ascultară rînd pe rînd oracolul...*“ (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 158.)
- 9f. „*...știri se băteau cap în cap.....*“ (Rebreanu, *Răscoala*, 305.)
- 10a. „*...din ee în ee—din cînd în cînd... care de care se jurară*“ (Rebreanu, *Răscoala*, 112.)
- 10b. „*Trebue să pice și ea—din elipă în elipă...*“ (Damian Stănoiu, *Camere mobilate*, 49.)
- „*...de a i se spune din fir în fir toate...*“ (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 39.)
- „*Apoi bunica, din vorbă în vorbă, ajunse...*“ (Rebreanu, *Țar*, 208.)
- „*...dă din colț în colț de dorul ei!*“ (Rebreanu, *Țar*, 120.)
- „*...din loc în loc grămezi mari de buruieni murdăreau plaja*“ (G. Călinescu, *Cartea Nunții*, 147.)
- 10c. „*...merge din rău în mai rău...*“ (Rebreanu, *Răscoala*, 87<sup>1</sup>.)

Die Beispiele zerfallen in die beiden Gruppen der etymologischen Figur (1—3) einerseits und der etymologischen Formel (4—10) andererseits. Betrachten wir zunächst die erste Gruppe mit den drei Typen von etymologischen Figuren:

<sup>1</sup>) Weitere Beispiele finden sich bei Byck (*BL*, II, 1934, p. 67), wo allerdings ganz andere Einteilungs- und Untersuchungsprinzipien angewendet wurden.

innerer Akkusativ (1), paronomastischer Genitiv Pluralis (2) und mit Präpositionen gebildete Figuren (3).

Die Belege 1a und 1b zeigen die üblichsten Beispiele dieser Art, die in den meisten indogermanischen Sprachen in gleicher Weise auftreten und zwar vielfach mit den gleichen Worten, ohne dass man deshalb Entlehnung oder calque linguistique annehmen müsste (lat. *vitam vivere*, russ. *dumu dumati*). — Im Deutschen zeigt sich jedoch, dass die Figur mit *Traum* stets ein Attribut bei sich hat, während die mit *Leben* auch ohne Attribut gebraucht wird. — Ferner ist das Verwendungsgebiet so ziemlich das gleiche, nämlich vor allem die Unterhaltungsliteratur. Und auch hier kann man sagen, dass die etymologische Figur (und zwar nicht nur diese, sondern auch andere Figuren) entweder häufig verwendet wird (im Deutschen gibt es Texte, wo es zu einer Art Manie ausartet, sodass dann Figuren wie *Lächeln lächeln* usw. entstehen), oder vermieden wird (wie das in der anspruchsvolleren modernen deutschen Literatur der Fall ist).

Die Belege unter 2 sind Fälle des paronomastischen Genitiv Pluralis und zwar vorwiegend mit wirklichem Genitiv Pluralis, nur in einem Fall (2b) ist der Name nicht ganz zutreffend, indem es sich um einen Genitiv Singularis handelt. Das Beispiel ist weiterhin interessant auf Grund der Tatsache, dass es auch der gesprochenen Sprache angehört, so wie auch 2a sehr oft zu hören ist. Der Fall 2c entstammt der Bibel, wie viele Beispiele dieser Art.

Für das Deutsche besteht sogar eine Kontroverse darüber, ob diese Figur lediglich aus der Bibel übernommen wurde oder ursprünglich ist, wofür auf das Sanskrit hingewiesen und die Häufigkeit und Vielgestalt im Altnordischen als Beweis angeführt wird.

Weitere Beispiele für das Rumänische finden sich bei N. Drăganu (*DR*, VI, 366), der der Figur sowohl volkstümlichen als auch orientalischen Ursprung zuspricht. Seine Beispiele sind zumeist religiösen Büchern entnommen. Im Deutschen ist die Figur ebenfalls vorwiegend, wie auch der innere Akkusativ, in biblischen Ausdrücken zu finden. Interessant ist der

Vergleich zwischen Urtext, gotischer und Lutherischer Übersetzung. Sicher irrt Hofmann, wenn er meint, die Figur sei der deutschen Sprache fremd gewesen. Luther hätte sie nicht so häufig verwenden können, wenn nicht auch im deutschen Sprachmaterial die Möglichkeit gegeben gewesen wäre.

Von den biblischen und volkstümlichen Beispielen aus konnten im Rumänischen dann auch Neubildungen, wie etwa *2d* entstehen. Ferner kann der selbe Wert auch grammatikalisch anders ausgedrückt werden, nämlich mit Präposition (*fata ei, o floare între flori*. Rebreanu, *Jar*, 294).

Für die Beispiele unter *2* besteht der grammatische Gegensatz in der Polarität Singular: Plural, sowohl wie in den Kasusunterschieden. Dagegen sind beim inneren Akkusativ (*1*) die Wortarten verschieden, die Opposition ist dort Verb: Substantiv. Im Deutschen gibt es noch eine Anzahl anderer Bildungen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. (Zum Semitischen cf. Paul Trost in *Zeitschr. f. vergl. Semitistik*, 1936.)

Eine weitere Gruppe von Beispielen zeigt präpositionale Verbindungen (*3*). Der Fall *3a* findet eine genaue Parallele im Deutschen: *mit keinem Gedanken daran gedacht haben*. Auch diese Figur ist im Deutschen wie im Rumänischen besonders stark verbreitet. Man könnte diese Form die adverbielle figura etymologica nennen. Die grammatische Opposition ist hier — vom Satze aus gesehen — Prädikat: adverbielle Bestimmung, allerdings von den Wortarten aus wiederum Verb: Substantiv, wie in der ersten Gruppe.

Die übrigen Beispiele der dritten Gruppe sind dem äusseren Anblick nach alle durch die Präposition *de* verbunden. Jedoch kann man sie nicht ohne weiteres als gleichartig gebildet betrachten, was sich schon aus der Vieldeutigkeit von *de* ergibt. Drăganu stellt den Typ *3b* zur zweiten Gruppe, weil *de* hier Genitiv-Funktion hat. Dann würde aber *3c* herausfallen, denn hier kann *de* keine Genitiv-Funktion haben, da kein Substantiv vorhanden ist, von dem er abhängig sein könnte. Hier verbindet *de* Verb und Substantiv, die Figur gehört eben — von der Präposition abgesehen — zur ersten Gruppe.

In anderen indogermanischen Sprachen hat diese Gruppe den „verstärkenden Infinitiv“ als Parallele. Im Deutschen ist er vor allem bei Hilfsverben anzutreffen: *wollen will ich nicht*. Aber auch: *Gehen geht alles, es fragt sich nur, ob...* Im Allgemeinen wird jedoch unter Vermeidung des Gleichklangs eine Umschreibung mit *tun* vorgezogen, wie etwa: *wollen tue ich schon, aber ich kann nicht*.

Den kompliziertesten — oder auch den einfachsten — Fall stellt *3d* dar, wo es sich vielleicht um eine unfreiwillige figura etymologica handelt, wie etwa im Deutschen bei *Geschichte* und *geschehen*, wo der etymologische Zusammenhang nicht mehr lebendig ist. Damit könnte man den Fall ausscheiden, aber da nun einmal der Gleichklang vorhanden ist, wenn auch keine grammatische Gegensätzlichkeit, soll er mit angeführt werden. Er bildet zugleich eine Übergangsform zu den Fällen der zweiten Hauptgruppe.

Die zweite Hauptgruppe (*4—10*) umfasst die etymologischen Formeln. Sie lassen sich in zwei (oder vier) Untergruppen teilen: Formeln in Gestalt von einfachen Doppelungen (*4*) und solche mit Suffixen (*5*) und Präfixen (*6*) einerseits gegen mit Verbindungswörtern gebildete etymologische Formeln (*7—10*) andererseits. Innerhalb der letzteren Gruppe sind die Formeln mit einer (*7—9*) und zwei (*10*) Präpositionen usw. zu unterscheiden.

Die einfachen Doppelungen (*4a—d*) heben sich von der blossen Wiederholung sowohl durch ihre engere Koppelung — meistens durch Bindestrich auch äusserlich verbunden — als auch ganz besonders dadurch ab, dass sie einen veränderten Sinn gegenüber dem einzeln gebrauchten Worte haben. Der veränderte Sinn besteht entweder in einer Intensivierung (*4a, 4b 1, 4b 2, 4b 4, 4b 5*), oder aber er ist völlig neu (*4b 3, 4b 6, 4b 7, 4c, 4d*), wie man auch aus der Übersetzung ersieht: *jeden Augenblick* (*4b 3*), *hin und her* (*4b 7*), *paarweise, gruppensweise* usw. (*4c*), *sich verfärben* (*4d*). Die Doppelung ergibt einen neuen Sinn, der zwar in der Richtung der Meinung des einzelnen Wortes liegt, aber eine Veränderung bedeutet. Im Deutschen gibt es dafür keine Entsprechung. Zu *4b 3*

vergleiche man Altindisch: *muhur muhur* und Russisch *skorjei-skorjei* (möglichst *rasch*), wobei die Komparative zu beachten sind — im Gegensatz zum Rumänischen, wo es das höchstens im zweiten Glied: *din rău în mai rău* (10c) gibt. Bei dem Beispiel 4b ist an das Französische *clopin-clopant* (*hummelnd*) zu erinnern.

Die Beispiele sind nach Wortarten geordnet: Adjektiv (4a), Adverb (4b), Substantiv (4c-d). Syntaktisch handelt es sich stets um adverbelle Bestimmungen.

Die abgewandelten Doppelungen sind durch Suffixe (5) oder Präfixe (6) gebildet. Die suffigierten Formeln stellen meistens eine Intensivierung der Meinung des einzelnen Wortes dar, jedoch sind auch sie einwandfrei mehr als die bloße Wiederholung. Es soll ein besonderer Grad der Neuheit, Einsamkeit usw. angezeigt werden. Die präfigierten Beispiele ergeben in der Doppelung eine neue Meinung, zum Beispiel: *von reinstem Wasser* (6a), *ringsherum* (6b), wobei 6a bereits als ein Wort empfunden wird. Auch in dieser Gruppe (5-6) handelt es sich um Umstandsbestimmungen.

Die Beispiele unter 7, 8 und 9 sind mit Verbindungswort gebildete Formeln und zwar mit *de* (7), *și* (8), *cu* (9a-c), *cîte* (9d), *în* (9f), *pe* (9e). Auch hier liegt keine bloße Aufzählung oder Wiederholung vor. Es ergibt sich durch die Verbindung mit der Präposition usw. eine veränderte Meinung, die nicht lediglich in der Betonung und Hervorhebung des wiederholten Wortes besteht. Auch hier gibt es keine Parallele im Deutschen, wohl aber im Englischen: *lop-logging stride* (*Dauerlauf*). Es besteht keine Möglichkeit, in der Übersetzung der Beispiele etwas Derartiges auch nur anzudeuten (*allerlei* [7a], *hin und wieder* [8a], *hier und da* [8c]). Dagegen findet man für die letzte Gruppe (10a-c) mit zwei Präpositionen viele Parallelen.

Andererseits ist diese Gruppe etwas problematisch, wie sich bei der Erklärung zeigen wird. Ausserlich betrachtet handelt es sich hier ebenfalls um etymologische Formeln, die in der rumänischen Sprache ausserordentlich stark verbreitet sind. Es wäre interessant, eine grössere Materialsammlung

von etymologischen Figuren und Formeln aus verschiedenen Zweigen der Schrift- und Umgangssprache anzulegen. Hier wurde nur eine andeutende Auswahl zur Veranschaulichung des Problems gegeben.

Alle diese etymologischen Figuren und Formeln zeichnet ein gemeinsames Charakteristikum aus, das sie in sich vereint und zugleich aus anderen Zusammenhängen heraushebt. Bisher wurden einzelne der hier angeführten Gruppen in andere Zusammenhänge eingebaut und, da der Blick auf das Ganze der Erscheinung fehlte, entstanden dann so vielerlei einzelne nicht überzeugende Erklärungen. Ganz nach Bedarf wurde „Nicht-dazu-Gehöriges“ ausgeschieden.

So kommt Ebeling (*Probleme der romanischen Syntax*, Halle, 1905, p. 127) dazu, zu schliessen, dass in Fällen des „verstärkenden Infinitivs“ dieser an der Spitze stehen müsse, andernfalls — wenn der Infinitiv dem finiten Verb folgt — könne nicht dieselbe Erscheinung vorliegen. Was soll dann mit den ausgeschiedenen Fällen (3c) werden?

Eine ähnliche Einstellung findet sich bei E. Hofmann (§ 39), wo vom inneren Akkusativ (hier 1) die Rede ist. Es heisst dort (von Hofmann gesperrt): „...dass die figura etymologica, wenn sie verstärkenden Sinn hat, den Akkusativ vorausstellt. Denn der nachgestellte Akkusativ kann nicht hervorheben, da er schon in dem Verb enthalten ist“. Ferner: „Vielfach hat die figura etymologica keine besondere Bedeutung, sondern ist nur ausschmückendes Stilmittel, dann steht der Akkusativ oft nach“.

Dazu ist zu bemerken, dass — ganz abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Beispiele in verschiedenen Sprachen — es weder zwingend, noch auch nur einleuchtend ist, warum nur der im vorangestellten Akkusativ ausgedrückte Sinn verstärkende Wirkung haben kann, nicht aber der im Verbum liegende, oder warum der vorangestellte Akkusativ zur Ausdrucksverstärkung dient, während der nachgestellte nur „ausschmückendes Stilmittel“ sei. Ist nicht auch Ausdrucksverstärkung ein Stilmittel?

Es erscheint als wenig fruchtbar, sich mit all den einzelnen Behandlungen von Teilen der Erscheinung auseinander zu setzen. Wenn man die Beispiele ganz unbefangen betrachtet, vor allem, wenn man weiss, dass sie weder vereinzelt noch rein literarisch sind, sondern im Gegenteil im Rumänischen äusserst häufig in der Schrift- und Umgangssprache zugleich vorkommen, so fällt eindeutig ein gemeinsamer Zug auf: der *Gleichklang*. Man kann über die einzelnen Fälle sonst denken wie man will, dieses Gemeinsame lässt sich doch wohl kaum bestreiten. Damit ist, so banal es im ersten Augenblick auch scheinen mag, schon sehr viel gewonnen.

Von Zufall kann keine Rede sein, auch wenn man nicht, wie es erstrebenswert ist, den Zufall bei der Erklärung sprachlicher Erscheinungen prinzipiell ausscheidet. Es kann keinesfalls ein Zufall sein, dass etwa beim Vergleich zwischen der rumänischen und deutschen Sprache eine überwiegende Häufigkeit der etymologischen Figuren und Formeln zu Gunsten der rumänischen Sprache festzustellen ist. Im Deutschen findet man in der Umgangssprache fast keine Beispiele, in der Literatur findet man sie häufiger innerhalb der blossen Unterhaltungsliteratur, wo sie manchmal fast manieartig auftreten.

Es liegt der Schluss nahe, dass im modernen Deutsch eher eine Abneigung gegen Gleichklang herrscht als das Gegenteil. Hierher gehört etwa auch das stereotype: Ausdruck wechseln!, das sich in so vielen deutschen Aufsatzheften findet. Im Rumänischen zeigt sich die entgegengesetzte Tendenz. Es wird auch in vielen Fällen, wo verschiedene Ausdrücke zur Auswahl stehen, die Wiederholung vorgezogen — etwa das schon grammatikalisierte *ori - ori* beziehungsweise *sau - sau*.

Sowohl der Gebrauch als auch die Vermeidung etymologischer Figuren und Formeln entspringen ästhetischen Tendenzen.

Dass dies nicht die einzige Triebkraft ist, versteht sich von selbst. Sehr stark ist auch ein Streben nach emotionaler Entladung und Nachdrücklichkeit beteiligt. Ferner darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass man in den einzelnen Fällen mit ganz verschiedenen Bedingungen zu rechnen hat.

Jedes Sprechen — und Schreiben — ist immer eine Auswahl aus gegebenem sprachlichen Material. Die Stilistik bedient sich der vorhandenen grammatischen Formen, und die Feinheiten und Nuancen ergeben sich durch die Art der Auswahl. Andererseits liegt auch in dem sprachlichen Material zugleich eine Begrenzung. So kann man z.B. im Deutschen nicht anders sagen als eine *Sprache sprechen*, es gibt keine andere Möglichkeit, das Gleiche auszudrücken. Ganz äusserlich betrachtet muss man dies natürlich als *figura etymologica* ansehen, doch erhält der Fall, wenn man die Bedingungen beachtet, einen ganz anderen Wert.

Es ist weiterhin zu bedenken, dass im Deutschen in der Umgangssprache etymologische Figuren sonst eher vermieden werden. Historisch betrachtet ist im Deutschen im Ganzen von einem abnehmenden Gebrauch der *figura etymologica* zu sprechen. Dagegen wird in dieser Sprache die verwandte Erscheinung des *Hendiadyoins* immer häufiger. Das hat zwar mit dem Rumänischen keinen direkten Zusammenhang, ist aber allgemein wesentlich, zumal wir eine davon unabhängige Entwicklung gleichen Verlaufs im Lateinischen antreffen, auf die Wölfflin (*Arch. f. Lat. Lexic. und Gramm.*, IV, p. 143) hinweist. Er stellt fest, dass das *Hendiadyoin* sich aus der *figura etymologica* entwickelt und erst bei Cicero häufig auftritt.

Die Verwandtschaft der *figura etymologica* mit dem *Hendiadyoin* ist tatsächlich sehr deutlich. Gerade bei den rumänischen Beispielen wird der Vergleich direkt herausgefordert, und umso erfreulicher wurde die Bestätigung durch Wölfflins Beobachtung, vor allem bei den Beispielen unter *IO*, die sonst nicht behandelt zu werden pflegen.

Der wesentliche Unterschied zwischen den etymologischen Figuren und Formeln einerseits und dem *Hendiadyoin* andererseits liegt darin, dass im einen Fall klanggleiche Wörter und im anderen Wörter von verschiedenem Klang und Stamm auftreten. Im ersten Fall wird durch zwei Wörter gleichen Klanges und gleichen Sinnes ein Drittes oder eine Verstärkung ausgedrückt, während im zweiten Fall nur der Sinn gleich

ist. Ferner finden sich Unterschiede in den verwendeten Wortarten.

Das hier behandelte Problem hat zahlreichere Auswahl- und Kombinationsmöglichkeiten, wie wir bei der Beschreibung sahen. Die besondere Wirkung der etymologischen Figur (1—3) liegt in ihrem Spannungscharakter.

Die klangliche Gleichheit überdeckt eine grammatische Gegensätzlichkeit. Zur Freude an der Klanggleichheit tritt ein Streben nach Nachdruck. Es genügt nicht der bloss in einem Worte ausgedrückte Sinn, er wird durch ein zweites verstärkt und modifiziert. Durch verschiedene Wortkategorien ist das viel nachdrücklicher zu erreichen als durch bloss Wiederholung.

Bei der zweiten Hauptgruppe, den etymologischen Formeln, ist die Nähe zur Wiederholung deutlicher spürbar. Hier ist (mit Ausnahme von Fall 5—6, wo überdies eine Abwandlung vorliegt) zwei Mal das gleiche Wort verwendet. Das aber ist eine nur oberflächliche Übereinstimmung mit der blossen Wiederholung. Unter der Gleichheit der Worte verbirgt sich ein konzentrierter Gehalt. Die beiden Worte bilden zusammen etwas Neues. Sie stellen zumindest eine Modifizierung dar, und zwar eine solche mit superlativischem Charakter. Die beiden Wörter sind kombiniert, durch Präposition oder Bindestrich.

Daraus entspringt, zusammen mit ihrer äusseren Gleichheit, auch hier eine Art Spannung, es liegt keine Addierung und keine mechanisierte Steigerung vor, wie sie die durch Endungen oder Adverbien gebildeten darstellen. Zudem entsteht häufig ein eindeutig neuer Sinn, der im einzelnen Worte nicht liegt, und der auch durch die bloss Wiederholung nicht hervorgebracht werden könnte.

Sicher aber ist auch hier die Freude am Klang, die im Rumänischen auch sonst sehr ausgeprägt ist, am vordringlichsten an der Entstehung und am Gebrauche dieser etymologischen Formeln beteiligt.

INGEBORG SEIDEL-SLOTTY

## NOTES DE LEXICOLOGIE ROUMAINE<sup>1</sup>

### habuz

Variante de *havuz* „bassin, réservoir d'eau“ ayant le sens de „trou d'où l'on sort du sable“ (Valea Lupului-Iași). Le *DA* ne connaît pas cette acception, qui d'ailleurs ne peut pas être très répandue, étant donné son caractère spécial.

### hai-hui

Cette interjection est employée par certains écrivains contemporains (surtout par des jeunes) comme adjectif et substantif. Par ex.: *Dar e atîta néngrijîță îndrăzneală și haihue legeritate...* (Cicerone Theodorescu, *Romînia literară*, 10 déc. 1932, p. 4, col. 4); *E sufletul distins și subțire al haihuilor*<sup>2</sup> *care învîrtesc un baston și privesc cerul fluierînd* (Seb., *Adev. liter.*, 30 août 1931, p. 3, col. 2). August Scriban, *Dicționarul limbii romînești*, 585, donne, pour la valeur substantivale de ce mot, le sens abstrait de „vagabondage“.

### halagiû

Dérivé de *hală* „halle“, qui veut dire „commerçant des halles“: *halagiul îi ținea parte, și țîrgul se încheia la iuteală* (I. Peltz, *Calea Văcărești*, II, 70). Inconnu aux auteurs des dictionnaires roumains. Au point de vue de la formation ce dérivé présente un certain intérêt, par la combinaison d'un

<sup>1</sup> V. *Bul. Philippide*, VI, 150 et s. et VII-VIII, 224 et s.

<sup>2</sup> L'auteur parle de Villon, Richelin et autres poètes „vagabonds“.

thème récent et d'un suffixe relativement ancien (d'origine turque). Ce cas n'est pas isolé. Il semble, au contraire, que ce suffixe s'attache de préférence aux néologismes. Ainsi: *biliargiu*, *declamagiu*<sup>1</sup>, *duelgiu*, *lustragiu*, *pavagiu* (< *pavea*, pl. -*ele* „pavage“), *reclamagiu*, *scandalagiu*. Dans tous les cas, le nombre des dérivés dont le primitif soit un terme plus ou moins ancien est très réduit. D'ailleurs la majorité des mots en -(a)giu est empruntée au turc (cf. P a s c u, *Sufixele românești*, 410 s.). A ajouter *șalagiu* < *șald* (variante moldave de *sald*), expression en quelque sorte argotique pour désigner un avocat dont l'activité s'exerce plutôt sur les couloirs du palais de justice que devant les instances judiciaires.

#### hapea

Pour l'étymologie de ce mot, qui apparaît très souvent dans le langage populaire et familier, sous forme de locution adverbiale (*cu hapea*), le *DA* invoque bg. *xapka* „bouchée“ et ruth. *xapkom* „vite“, *xapkij* „à la manière des voleurs“. Une explication à peu près identique est proposée par S c r i b a n, 588, qui remplace les mots ruthènes par r. *oxápka* „quantité qu'on saisit d'un seul coup“. Les exemples du *DA* proviennent de Moldavie. Si, ce qui semble certain, *hapea* n'existe qu'en Moldavie, il faut expliquer ce mot par le ruthène ou par le russe: *xapkom*, *xapkij* (*xábaty* „behelligen“; cf. aussi les composés *na-xábaty* („anfallen, angreifen“, *vj-xabaty* „miss-handeln, aufreiben“; v. E. B e r n e k e r, *Slav. etym. Wb.*, 287, s. v. *gabajə*, où il est indiqué, comme sens fondamental de tous les verbes en question, „prendre, saisir“). Il est très probable que la formation roumaine, dont la finale (-*ca*) a pu être assimilée à l'un des suffixes en -*că* enregistrés par P a s c u, ouvr. cit., 22 et 370, a été considérée apparentée à *hap!*, dont le sens est identique.

<sup>1</sup> C'est très probablement une création individuelle et passagère, dont le modèle, peut-être voulu, a été le quasi-synonyme *reclamagiu*. Je l'ai entendu dans le parler „sérieux“, c'est-à-dire objectif, d'un médecin.

Cette explication présente l'avantage de faire état du sens du mot. En effet le sens de *cu hapea* est non pas „en avalant“ ou „vite“, mais bien „par force, par violence“. Cf. le sens du subst. *hapcă* „instrument de pêche“<sup>1</sup> (v. la description dans S c r i b a n, 588).

*Hăpchină* „morceau“ (*o hapchină de friptură*, *DA*) ou „morceau de polenta, de pain, etc.“ (d'après une communication de Pomârla-Dorohoiu) est un dérivé de *hapcă*. Le suffixe (ou la finale) -*ină* n'est pas toujours accentué, comme on pourrait le croire en parcourant la liste des dérivés donnée par P a s c u, ouvr. cit., 206 s. Cf., par ex., *hăr(ș)chină*, *jărchină*, *străchină*, n. top. *Cimpina*, etc.

*Hăpăi* „manger vite, avec avidité“ et *hăpău* „qui mange vite et avidement“ appartiennent à la même famille.

Le dernier terme est un dérivé de *hăpăi* (pour la formation, cf. le synonyme, moins expressif, *mîncău*). On ne le retrouve pas dans les dictionnaires, bien qu'il soit employé par des auteurs qui connaissaient le langage familier et populaire d'il y a un siècle. Cf. les vers satyriques de N. T. O r ă ș a n u (1857): *Pentru care multe sume de hăpăi s'a tot mîncat* (*Gluma*, 11 août 1940, p. 3, col. 6).

#### hasă

Ce mot, qui est très fréquent dans les parlars moldaves, où il a le sens de „calicot fin, madapolam“ (il s'oppose, pour ainsi dire, à *americă* „calicot, toile de coton ordinaire“), est connu aussi en Bessarabie, sous la forme assimilée au système phonétique du roumain (avec *a* non accentué > *ă*) *hășă* (v. *Anuarul Arhivei de Folklor*, II, [1934], p. 178).

#### hăitușcă

Dérivé et synonyme de *hăită* „femme méchante et de mauvaise vie“: *Are să fie și asta o hăitușcă de fată* (Cezar P e t r e s c u,

<sup>1</sup> Cf. ruth. *xápka* „souricière“.

1907, I, 249); *mişcă mai repede, hăitușcă!* (Profira Sadoveanu, *Adev. liter.*, 5 juillet 1936, p. 5, col. 1). Le mot n'est pas enregistré par les dictionnaires. Le sens péjoratif de *hăitușcă* semble être plus marqué que celui du primitif; en d'autres termes, son caractère expressif est plus évident, ce qui s'explique par la présence de la finale *-ușcă*, qui est d'ailleurs un suffixe „diminutival“. Ce n'est du reste pas le seul cas où la valeur expressive du dérivé est supérieure à celle du primitif. Ce qui veut dire qu'un morphème dérivatif, indépendamment de sa valeur formative, peut augmenter la valeur expressive d'un mot.

#### hărăbaie

Ce mot signifie non seulement „grande maison“ (Scriban, 594), mais aussi „grand chariot, véhicule énorme“. Iuliu Lazăr, *Adev. liter.*, 22 décembre 1935, p. 6, col. 1, dit, en parlant d'un autobus: *o hărăbaie de 24 persoane*. Cette acception doit être antérieure à l'autre, car *hărăbaie* est, grâce au suffixe *-aie* (cf. *apăraie, fumăraie, glodăraie*, etc.)<sup>1</sup>, un dérivé expressif de *haraba* „chariot, carabas“. V. aussi G. Ciprian, *Soț ori fărđă*, 159.

#### hăzări

Variante, non enregistrée par les dictionnaires, de *hărăți* „harceler, exciter“. C'est le produit d'une métathèse et d'une contamination avec son synonyme *zădări*, car le changement de *ț* en *z* ne saurait s'expliquer autrement.

#### heleșten

A Andrieșeni (Iași) ce substantif a le sens de „boue, fange“. Les points de départ de cette modification sémantique sont l'affaiblissement de l'acception originaires et le fait qu'un étang qui est en train de sécher devient un dépôt de boue.

<sup>1</sup> Nuance collective et péjorative en même temps. Pour en apprécier la valeur sémantique il faut comparer, par ex., *apăraie* et *apărie, fumăraie* et *fumărie, glodăraie* et *glodărie*, etc.

#### hii

Cette interjection qui sert à stimuler les chevaux a un correspondant identique en slovène, où l'on dit (*gi* et) *hi* („Interjektion, zum Antreiben der Pferde“, *ZRPh.*, LII [1932], p. 85). Ce sont des sons réflexes; cf. le „synonyme“ *die*, qui existe aussi en russe, si l'on en juge d'après un passage du roman *Le village* (par Ivan Bouinine), 152.

#### hodoroașcă

Ce mot est employé, au pluriel, par Gib I. Mihăescu, *Zilele și nopțile unui student întîrziat*, 206: *hodoroști cu piine și cu sifoane*. Il provient du croisement de *hodoroagă* „patraque, vieille baderne“ avec *droșcă* „voiture“ ou bien d'une substitution de suffixe (*-oagă*, remplacé par *-oașcă*, variante de *-oșcă*). La modification de la finale a été facilitée par les mots qui font partie de la famille de *hodoroagă*<sup>1</sup> et ont un *-g-* au lieu de *-g-*, à savoir *hodorogi*, avec ses diverses formes, puis *hodorogit* (adj.), etc. D'ailleurs le pluriel même de *hodoroagă*, avec son *-g-*, a pu contribuer au changement.

#### horbă

Selon Tiktin, p. 738, le sens de ce mot est „(Menschen-) Menge, Haufe(n)“. Ce n'est pas là la variante dialectale actuelle de *vorbă* „parole, mot“, mais un terme du roumain ancien (cf. chez Dosoftei: *in horbă cu cineva* „im Verein, zusammen mit jemandem“). Ce qui est curieux c'est que Tiktin croit que l'origine du mot est obscure et qu'il le sépare de *vorbă*. Mais il existe de nombreux parallèles sémantiques qui prouvent que les notions de „réunion, masse d'hommes“ et de „parole, mot“ sont apparentées; cf. lat. *conventum* > roum. *cuvînt*, bg. *sbor* > mégl. *zbor*, etc.

<sup>1</sup> Ce mot a aussi le sens de „vieille charrette qui fait du bruit en roulant“ (DA).

## hoțoaică

Ce mot désigne à Buzău, dans le langage enfantin (et, par extension, dans celui des adultes), une perche bifurquée (ou un long bâton qu'on a fendu) à l'une des extrémités et dont on se sert pour voler des fruits. Le procédé présente l'avantage, pour le voleur, de ne pas être obligé de s'introduire dans le jardin et de risquer d'être pris. Le synonyme portugais du mot, *ladra*, a la même signification métaphorique (cf. *Volkstum und Kultur der Romanen*, I, [1928], p. 230 et 246).

## humélnie

Outre le sens de „gardien (de magasin de blé)“, donné par le *DA*, ce mot a aussi celui de „garde champêtre“ (parler populaire de Pomârla, d. Dorohoiu). Il semble que cette acception vienne de la première, qui est la plus répandue et la seule enregistrée par les dictionnaires. A côté de la variante avec *h-*, il y en a une avec *c-*: *Intr'o zi, cumelnicului dela hambarul unde ținea boierul sacii cu grâu...* (Horia Miculescu, *Adev. liter.*, 2 juillet 1935, p. 5, col. 3)<sup>1</sup>. Une troisième variante est *humernic* (cf. *Cercetări istorice*, VIII-IX, 2, p. 88).

Quant à l'étymologie, Scriban, 608, pense à pol. *humienik*, dont le sens est identique au roum. *humelnic*, en renonçant à l'explication donnée précédemment: ruth. *xmel'nik* „endroit semé de houblon“ (*Arhiva*, XXIII, [1912]), adoptée avec quelques réserves par le *DA*.

La même notion („garde champêtre“) est dénommée à Pomârla aussi *mărginar* et *mărginaș*. Ces mots fournissent un exemple de ce que l'on pourrait appeler une „synonymie dérivative“: *-ar* et *-aș* remplissent une fonction identique de nom d'agent, comme dans *pușcar* — *pușcaș*, *scutar* — *scutaș*, *strungar* — *strungaș*, *vier* (< anc. *viariu*) — *viaș*, etc.<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Je ne crois pas que ce soit une faute d'impression, car le mot apparaît plusieurs fois dans le texte, toujours avec *c-*. D'ailleurs le changement de *h* en *c* peut se produire par voie purement phonétique, sans l'intervention de l'analogie.

<sup>2</sup> Aujourd'hui les dérivés en *-aș* ne sont plus du tout employés (ou très rarement).

## huțuțuiu

C'est une variante moins fréquente de *hututuuiu* (mold.) „bête, toqué, étourdi“. Scriban, 609, met cette forme en rapport avec *haihui* et *tutuit*, qui sont, du moins approximativement, synonymes. Il est clair qu'on a affaire à des expressions imitatives: l'alternance, dans les variantes mentionnées, de *t* et *ts*, en est une preuve. Une autre preuve est fournie par la troisième forme de ce mot: *hațațuiu* (v. *Graiul nostru*, I, 327: *Și iaca așa cu istoria fimei hațațuie*, texte populaire recueilli à Independența, d. Covurluiu). *Huțuțuiu* m'a été communiqué de Bălătești-Neamțu avec le sens un peu spécial de „homme ivre qui ne sait pas ce qu'il dit“<sup>1</sup>.

## iapă

Pour l'acception métaphorique de „femme sensuelle, dépravée“ (cf. les synonymes *câtea*, *puiță*, etc.), qui est très fréquente dans le langage populaire, il est à comparer esp. *yegua*, sard. *egua*, tsig. esp. *grasni*, avec le sens de „yegua“ et de „mujer lasciva“, et tsig. esp. *kurro* „caballo padre; hombre lascivo“. M. L. Wagner, *Revista de filologie spannola*, XXI (1934), p. 230, n. 2, à qui j'emprunte ces exemples, affirme que le point de départ est probablement le verbe *cabalgar* et ses synonymes, qui signifient souvent „practicar el coito“. Une telle hypothèse n'est pas absolument nécessaire. N'oublions pas qu'une quantité de noms d'animaux domestiques ont acquis cette valeur métaphorique. Outre ceux qui ont été déjà mentionnés, on peut citer encore mr. *vacă*, bg. *krava*, alb. *lopë*, synonymes au propre et au figuré („prostituée“). M. Sandfeld, *Linguistique balkanique*, 70 pense, quant au mot albanais, à une influence de l'anc. ital. *vacca*<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Les dictionnaires ne connaissent pas *hațațuiu*; pour *huțuțuiu* ils donnent seulement le sens (répandu en Transylvanie) de „balançoire“ (*huța!*).

<sup>2</sup> Le *DA* donne seulement l'acception, peu répandue d'ailleurs, de „femme grasse, ou trop corpulente; trop robuste“.



Mais les faits invoqués ci-dessus rendent cette hypothèse peu vraisemblable. Dans le domaine de la stylistique, où l'on a affaire à des produits de l'affectivité et de la fantaisie des sujets parlants, les influences étrangères s'exercent d'une manière tout à fait exceptionnelle. La règle est l'activité spontanée de chaque collectivité linguistique. Dans le cas présent, on a prêté aux êtres humains des moeurs propres aux animaux: l'acte sexuel des animaux se déroule en plein jour, aux yeux de tous. C'est là qu'il faut chercher le terme de comparaison pour expliquer la métaphore.

*Iapă* „certaines pièces d'un instrument quelconque“ (par ex. *iepele războiului de țesut, iepele plugului*, etc.); cf. fr. *poutre* et ses synonymes: *chevalet, poutre*, etc. (REW, 6825, et notamment J. J u d, *Arch. f. das Studium d. neueren Spr. u. Literat.*, CXX, [1908], p. 72 et s.).

#### iaurgerie

Bien qu'assez répandu dans le parler des grands centres (et spécialement de Bucarest), ce dérivé de *iaurgiu* „fabricant ou vendeur (ambulant) de yogourt“ n'est pas enregistré par les dictionnaires. Il est cependant entré dans la langue écrite des journalistes et même des maîtres de la littérature contemporaine. Cf. Badea Marinescu, *Cuvântul liber*, 27 juillet 1935, p. 6, col. 3 (*Nu departe e iaurgeria lui Tevfic*) et T. Argh e z i, *Cimitirul Buna-Vestire*, 49 (*Halal de revoluționar, care își începe realizarea omului nou dela saladă și lapte coarsit și proclamațiile din iaurgerie*).

#### iepure

Dans l'argot des étudiants de Jassy on désigne par ce terme ceux qui ne pouvant pas payer leur repas à la popote sont admis par leurs collègues (avec le consentement tacite de l'administration) à manger les restes. Le tertium comparationis est, très probablement, la „crainte“: le procédé n'étant pas réglementaire, les étudiants forcés d'en profiter craignent l'intervention de l'administration et sont toujours prêts à fuir.

La langue parlée connaît deux dérivés de *iepure* qu'on ne trouve pas dans les dictionnaires: *iepurărie* „multitude de lièvres, endroit où des lièvres vivent en masse“ (cf. M. S a d o v e a n u, *Insemnări ieșene*, janvier 1939, p. 2) et *iepurar* „paysan de Bucovine qui s'engageait pendant l'été pour travailler les champs des grands propriétaires terriens du nord de la Moldavie“ (Nicodim C o l a, *Adev. liter.*, 19 févr. 1933, p. 7, col. 3)<sup>1</sup>.

Dans le parler de Schitul-Duca (d. Vaslui) on dit *au să te lingă iepurii* „tu prendras froid aux pieds“, quand quelqu'un n'a pas de chaussures et il fait froid. C'est une plaisanterie métaphorique dont l'effet est d'autant plus grotesque que l'image ne correspond pas à la réalité matérielle.

#### ideie

*O idee* „(très) peu“, expression courante dans le langage des gens cultivés, doit être la traduction du fr. pop. (Paris) *une idée* „peu“ (v. G. G o u g e n h e i m, *Romania* LVIII, [1932], p. 316)<sup>2</sup>. L'expression roumaine apparaît aussi dans la langue écrite: *zîmbea puțin, închizînd o idee un ochiu* (I. P e l t z, *Foc în hanul cu tei*, 71). Cf. aussi angl. *a thought*.

#### ieri noapte

L'espagnol possède une locution adverbiale formée de la même manière et ayant un sens identique: *ayer noche* „hier soir“ (v. M. de T o r o, *L'évolution de la langue espagnole en Argentine*, Paris, s. a., 73).

#### iernă

L'expression pastorale *a ierna oile* a un équivalent parfait dans ital. (dial. Usseglio-Alpi Graie) *invernà i mutùn* „far trascorrere l'inverno al gregge“ (B. A. T e r r a c i n i, *Archivio*

<sup>1</sup> C'est là, évidemment, une dénomination ironique créée par les paysans moldaves surpris par les bonnets fourrés de lièvre que portaient ces ouvriers avant 1914.

<sup>2</sup> L'auteur affirme que cette locution est connue aussi à Marseille.

*storico sardo*, XV, [1925], p. 13 de l'extrait). M. Terracini analyse le verbe: *in-vernare* „giungere sino a primavera“, en s'appuyant sur les parlars italiens méridionaux, où sont employés les descendants de *vernare* „devenir primavera“ < *vernum* „primavera“. Le rapport que les sujets parlants ont établi entre ce verbe et *inverno* < lat. *hibernum est*, affirme M. Terracini, le produit d'une étymologie populaire: du moment que les représentants de *vernum* ont disparu, *invernare* a été senti comme un dérivé de *inverno* „hiver“. L'existence de la construction roumaine, qui est parfaitement identique à la construction italienne, ne semble cependant pas confirmer cette explication.

Le dérivé *iernatic* possède des nuances de sens dont les dictionnaires ne font pas toujours état. Ainsi, dans les ports du Danube (Galați, Giurgiu, etc.) ce terme a le sens de „endroit où l'on abrite les bateaux pendant l'hiver“ (comm. par MM. G.-M. Dragoș et P. Grofu). Chez I. Missir, *Fata moartă*, 177 (*odaia... căptușită cu oleacă de iernatic supt o foaie de cort*) le mot semble désigner une plante<sup>1</sup>.

#### ieseariu

Dérivé de *iască* „amadou“, avec le sens de „bois ou tronc d'arbre pourri, creux“ (communiqué de Borca-Neamț). C'est un collectif de la même espèce que *bălegar*, *brosca*, etc. (v. Pascu, *Sufixele românești*, 84). Quant à la signification, le terme va plutôt avec *feregar*, *frunzar*, etc. et *vârzară*, etc. (ibid., 84 et 85). Un dérivé pareil à celui-ci, que l'on rencontre dans la même région, est *mizgară* „lieu couvert de boue (*mizgă*), au bord des rivières, après une inondation“.

#### ieși

La construction *a ieși afară* „aller à la selle“ a un pendant dans anc. fr. *issir fuer* „évacuer le ventre“ (v. G. Tildner, *Glanures lexicographiques*, Lund, 1932, p. 150). Le dérivé

<sup>1</sup> Le *DA* donne, parmi d'autres définitions de *iernatic*, celle-ci: „nourriture, fourrage ou abri pour le bétail pendant l'hiver“.

*ieșitoare* „latrine“, qui a dû céder le terrain devant *umblătoare*, se conserve dans certaines régions (à Tecuciu, par ex.) en tant que formule stéréotype. Lorsque les enfants jouent à cache-cache, ils récitent, pour désigner celui qui „fait l'aveugle“, les vers suivants: *Uniele, dodiele, caraiene, caracaș, umblă popa iepuraș, dă'n deal, dă'n vale, dă cu nasu'n ieșitoare*.

On trouve des parallèles romans aussi pour d'autres acceptions de *ieși*. Par ex. *a ieși doctor, inginer*, etc.: cf. fr. *réussir un bon capitaine* (v. *Le français moderne*, III, [1935], p. 355).

Dans certains milieux ce verbe a des significations spéciales, inconnues à la langue commune et qui sont en train de prendre un caractère argotique. Ainsi, pour les internes d'un lycée, pour les soldats qui habitent la caserne, etc., *a ieși* veut dire „sortir en ville, quitter l'école ou la caserne“. Cf. I. Peltz, *Calea Văcărești* I, 51. *A avea ieșire* „avoir la permission de quitter l'école, etc.; être libre“. Chez les prostituées et chez ceux qui les fréquentent *a ieși* a le sens de „faire le trottoir“: *Numai mizeria silește pe fete să iasă* (I. Peltz, *Foc în hanul cu tei*, 174)<sup>1</sup>.

#### ingineri

Dérivé de *inginer*, d'après le modèle de *gospodări* < *gospodar*, *grădinări* < *grădinar*, etc., ayant le sens de „fonder solidement (à la manière des ingénieurs)“: T. Argezî, *Adev. liter.*, 5 juin 1927, p. 5, col. 1. C'est là, peut-être, une création individuelle, qui correspond cependant très bien au système linguistique roumain et fait, par conséquent, l'impression d'être une formation ancienne, acceptée par tout le monde.

#### inimă

L'expression *inima copacului* (= *măduva copacului*, *DA*, s. v. *inimă*) n'est pas exclusivement roumaine quant à la valeur

<sup>1</sup> Souligné par l'auteur. Pour *fată* „prostituée“, v. *Bul. Philippide*, I, 141 s. Cf. aussi le texte suivant de Peltz, ouvr. cit., 153: *De-o săptămână n'am mai ieșit* (c'est un musicien tzigane qui parle).

métaphorique du premier substantif. On en trouve un équivalent parfait dans certains parlars italiens, par ex. à Piti-gliano-Grosseto: *anima* „midollo dell' albero“ (v. *L'Italia dialettale*, XII [1936], p. 105) et à Preto-Rieti: *anima* „midollo delle piante“ (v. *ibid.*, XIV [1938], p. 60).

### iritie

A Tecuciu, cette variante populaire de *eretic* est employée à l'adresse des enfants irrespectueux envers leurs parents ou les personnes âgées. Cet emploi s'accorde bien avec le sens étymologique du mot, qui appartient à la langue littéraire. Un détail moins connu c'est que *iritic* exprime une nuance affective très proche de „petit, insignifiant“, justement parce qu'on emploie ce terme en parlant des enfants. *Iote iriticu'*, exclame-t-on. De même *ia un iritic acolo!* à l'adresse d'un enfant qui prétend être pris au sérieux, etc. (cf. les synonymes affectifs, toujours péjoratifs, *plod*, *mucos*, etc.). Il faut, je pense, invoquer aussi le symbolisme phonétique, qui a dû contribuer à la création de cette valeur sémantique spéciale ou, du moins, à la renforcer: les trois *i* éveillent l'idée de „petit“ (au propre et au figuré)<sup>1</sup>.

Les écrivains roumains connaissent seulement l'acception littéraire de *iritic*. Par ex. M. SADOVEANU, *Creanga de aur*, 128: *cuvioși monahi umblau ca să descopere iritici*. Cf. *idem*, *Paștile Blajinilor*, 112.

Les mots correspondants du sicilien ont souffert des changements pareils: *réticu* „impaziente, perverso, fastidioso, frugolo“; de même en espagnol (Santander): *geriezgu* „duro en el trato, mal intencionado“ (cf. Leo SPITZER, *ZRPh.*, XLIV [1924], p. 378).

Il est probable que transylv. *giritic* (var. *giritic*) „o mină de om, un pipernicit, un închircit că deabia-l vezi“, que N. DRĂGANU, *DR*, IV, 759, fait venir de hongr. \**gyürödék*

<sup>1</sup> Cf. *mítitel* (et *mítitica*), *pipernicit(a)*, *pușintel* (et *pușintica*), *subțirel* (et *subțirica*), etc.

< *gyüröd(ik)* „se chiffonner, se froisser“, est, en réalité, une variante régionale de *iritic*. Inutile d'insister sur l'aspect sémantique du problème. Quant à l'aspect phonétique, il est vrai que *g-* (et *g-*) fait difficulté. On pourrait supposer que, sous l'influence de la colère, de l'indignation, etc., *iritic* a été prononcé avec un *h* initial, lequel est devenu sonore, c'est-à-dire *γ* et ensuite *g* devant la voyelle suivante. Pour l'alternance de *γ* et *g*, cf. *yișin* et *gișin* < *vișin*, *yișel* et *gișel* < *vișel*, etc. Il y a même des cas où à un *gi-* correspond un *i-*: *ghințură* à côté de *ințură* „croisette (Gentiana cruciata, etc.; DA)“.

### iudélniță

A Agapia (Neamț) j'ai entendu dire, d'une jeune fille: *ce mai iudelniță de fată!*, avec la même valeur affective que *ce mai drac de fată!* C'est là un dérivé de *iudă* „intriguer (en parlant du diable)“ (v. I.-A. CANDREA, *Dicț. encicl. „Cartea Românească“*, s. v.), lequel provient à son tour de *Iuda*, le nom de l'apôtre qui a vendu Jésus<sup>1</sup>. La fonction du suffixe *-elniță* est celle d'un nom d'agent (cf. PASCU, *ouvr. cit.*, 240).

### iuseă

Ce mot, dont le sens est „femme pleine de ruse et de tempérament; (fig.) diablesse“, n'est pas une abréviation de *femeiusecă*; il n'a, non plus, aucun rapport avec *r. juxa* „jeune fille rusée“ (DA). C'est le même mot que *iusecă* „fouet“. Pour l'emploi figuré de celui-ci, cf. *frișcă* „jeune fille folâtre; tendron“ et „houssine, badine“, *fișcă* „fouet, verge, baguette“ = *frișcă* et

<sup>1</sup> Le DA, qui traduit *iudă* par „instiguer“ (en parlant du diable), le fait venir du ruthène (*juditi*). L'explication par *Iuda* est préférable, car elle fait état du génie créateur de la langue même. *Iudă* est très vivant dans les parlars moldaves, où il a une famille assez riche. Cf. par ex. *iédișă* et *iéderișă*, diminutifs de *iudă* „mauvais esprit“, avec le sens spécial de „semelle du serpent“, c'est-à-dire roum. *șerpoaică*. N'oublions pas que ce terme s'emploie très souvent métaphoriquement à l'adresse d'une femme pleine de tempérament (Tiktin, s. v. *șarpe*, le traduit par „verführerisches Weib“).

*flișcă* = *frișcă*. V. la discussion dans *Bul. Philippide*, VII-VIII, 265. Ceci illustre le principe qui pose qu'il convient d'attribuer aux homonymes, jusqu'à la preuve du contraire, la même origine, même si leurs sens divergent beaucoup. L'acception métaphorique de *iușcă* n'est pas inconnue à la langue écrite. Voici quelques exemples: *Asta-i mare iușcă de femeie* (Cezar Petrescu, *Aurul negru*, 222); *a iscodit cu nasul subțire de iușcă* (ibid., 222). Cf. aussi *Comoara regelui Dromichet*, du même auteur, 333.

#### izmănar

Dérivé de *izmană*, pl. *-mene*, d'après le modèle de *pantalonar*, *surtucar*, etc. Cf. aussi *nădrăgar* < *nădrag(i)*, moins connu et dont je ne peux pas indiquer la source d'information. Tous ces mots ont une nuance ironique, qui s'explique par la réaction des sujets parlants, qui ne sont pas habitués à ce genre de vêtements. Pour le paysan qui respecte la tradition, le costume citadin est très différent du sien et il exprime cette différence par des mots à valeur affective. *Izmănar* apparaît chez le publiciste I. Neagu Negulescu, *Adev. liter.*, 28 nov. 1937, p. 8, col. 4 dans un passage qui donne la définition de ce terme: *o ceată ... de izmănari, pentru că purtau izmene lungi*.

#### imbuna

La forme pronominale de ce verbe apparaît, avec le même sens, dans quelques parlers italiens: Caveragno (Valle Maggia) *imbonás* „rendersi propizio, propiziarsi“, lomb. *imbonís*, etc. (v. *L'Italia dialettale*, XIII, [1937], p. 25).

#### ineála (réfl.)

Les auteurs du *DA* croient que ce verbe pourrait venir du lat. pop. \**incallare*, un dérivé de *callum* (*callus*) „enflure, peau grossie, couenne, partie charnue de certains fruits“, dont le sens aurait dû être „devenir gros, s'enfler, se gonfler; faire gonfler“. Quant à la variante (*a se*) *ingála*, on propose

un croisement avec lat. *galla* „noix de galle; enflure“, dont l'effet aurait été de changer \**incallare* en \**ingallare*. En dépit de son caractère artificiel, cette étymologie a été acceptée par M. Candrea, *Dict. encicl.*, s. v. *incála*. Scriban, 678, semble retenir l'explication de Philippide, *Principii de ist. limbii*, 148 (< *cal*, avec l'explication „fort comme un cheval“). On peut invoquer en faveur de cette dernière étymologie (le *DA* l'a repoussée d'une manière trop catégorique) une forme sarde: *akkađđonađu* „corpacciuto, grosso“, *kađđone* „cavallo grosso“ (*Volkst. u. Kult. d. Rom.*, V, [1932], p. 25). Le roumain emploie d'ailleurs très souvent la comparaison *gras cât un cal*.

#### inchipuit

Ce terme est la traduction de l'all. *eingebildet* „présomptueux“. C'est un calque linguistique: un professeur de lycée, originaire de Bucovine, l'employait très souvent, ce qui lui a valu le surnom de *Inchipuitul*. Le mot a fait fortune. On le rencontre chez des écrivains de talent, par ex. G. Călinescu: *Eminescu nu este un inchipuit...* (*Viața lui Mihai Eminescu*, 235). V. aussi *DA*, s. v. *inchipui*.

#### incornorat

La forme déterminée de ce mot est une des multiples dénominations du diable (cf. Scriban, 351, s. v. *cornorat*). On retrouve dans l'argot de Gosaldo (Italie septentrionale) une expression plus ou moins analogue: *kel dai korn* „diavolo“ (*Arch. gl. it.*, XXII-XXIII, 562).

#### indura

Le changement de sens qu'a subi ce verbe („être dur, sans pitié<sup>1</sup>; avoir de la pitié“) n'est ni surprenant, ni tout

<sup>1</sup> Cette acception n'a pas complètement disparu de la langue actuelle. Des mendiants de Jassy (en majorité Tsiganes) emploient d'habitude cette formule: *Nu te indura, boierule! Fie-ți milă și pomână!*

à fait isolé. Un exemple identique nous est offert par l'espagnol, où *iñorar* (< lat. *ignorare*) veut dire „savoir, connaître“. Leo Spitzer, *Rev. de fil. esp.*, XXIV (1937), p. 34 s. donne à ce verbe la même explication qui a été proposée pour dr. *îndura*, en partant des constructions négatives: lat. *haud ignoro* (à double négation, l'une exprimée directement, l'autre impliquée dans le verbe) présentait des difficultés pour la mentalité simpliste de la plupart des sujets parlants. Par conséquent, on a supprimé, sans s'en rendre compte, l'une des négations, à savoir celle qui était contenue dans le verbe, parce que sa suppression était beaucoup plus facile.

Des faits similaires apparaissent aussi ailleurs. M. Spitzer lui-même donne des exemples appartenant au langage familier viennois. A. Barth, *Vox romanica*, I (1936), p. 118, n. 2, interprète de la même façon le changement sémantique de l'all. *mögen* „gerne haben“, dont le sens originaire était „können“: on a eu d'abord des constructions négatives: „etwas nicht [mehr] mögen“, par ex. „eine Speise, einen Bissen, ein Glas Wein nicht [mehr] mögen“, c'est-à-dire „nicht [mehr] herunterbringen, bewältigen können“.

#### intiiu

La formule cons crée depuis longtemps: *la intii a(le) lumii*, etc. a un équivalent syntaxique dans calabr. *a prima 'u misa*, *a prima d'u misi* „il primo giorno del mese“ (G. Rohlf s, *Dizionario dialettale delle tre Calabrie*, s. v. *prima*). Il est en même temps intéressant de constater que le nom de nombre est du genre féminin, comme en roumain.

#### invagona

Dérivé récent de *vagon*, avec le sens de „introduire (des marchandises, etc.) dans un wagon, remplir un wagon“; cf. Liviu Rebreanu, *Ițic Ștrul dezertor*, 94: *regimentul se va invagona imediat și va fi transportat...* Ce verbe a dû être créé dans le milieu des cheminots. Pour la formation,

cf. (*a se*) *incolona* „(se) ranger en colonne (de marche)“, probablement d'origine militaire.

#### invăța

Les verbes romans provenant du même prototype latin que le verbe roumain sont plus nombreux que les dictionnaires étymologiques ne le laissent soupçonner. En voici quelques-uns: Pouille *ammizza*, calabr. *mbizzare*, „lehren, gewöhnen“<sup>1</sup>, v. fr. *enveisier* „guter Laune sein“ (G. Rohlf s, *Arch. St. n. Spr.*, CLXVII [1935], p. 149-150), judéo-esp. *ãmbezar* „enseñar“ (v. *Volkst. u. Kult. d. Rom.*, II [1929], p. 366). Il faut y ajouter les composés avec *dis-* (et les dérivés post-verbaux correspondants): esp. (Pyrénées) *desbezo* (Ansó), *debezar* (Ansó et Roncal), (Aragon) *desbezar* „destetar, quitar el pecho a las criaturas“, (Castille) *desvezar*, (Ribagorza) *desavezar* „desacostumbrar“, *desvezar* „Kälber der Mutter entwöhnen“ (*Volkst. u. Kult. d. Rom.*, VIII [1935], p. 47). Cf., pour la formation et le sens, dr. *dezvăța* (et *dezvăf*). Quelques-uns de ces termes pourraient provenir de lat. *vicem* et non pas de *vitium* (cf. *REW*, 4536, 9307, 9369).

Iași

IORGU IORDAN

<sup>1</sup> Correspond à *avvezare* de l'italien commun.

## SUR QUELQUES TERMES DU DACO-ROUMAIN RELATIFS A LA PROPRIÉTÉ TERRIENNE <sup>1</sup>

A la mémoire de C. Giurescu (1875-1918)

Si, dans les principautés roumaines, durant le moyen âge et jusqu'à l'époque moderne, le nom des paysans qui se trouvaient en dépendance personnelle du propriétaire de la terre

<sup>1</sup> ABBREVIATIONS. Bogdan, *Doc. lui Ștef. cel M.* = *Documentele lui Ștefan cel Mare*, publicat de Ioan Bogdan, I, II, Bucarest, 1913, comm. = communiqué. Costăchescu, *Doc. mold. în de Ștef. cel M.* = *Documente moldovenești înainte de Ștefan cel Mare*, publicat de Mihai Costăchescu, I, II, Jassy, 1931, 1932. Filitti, *Propr. solului* = Ioan C. Filitti, *Proprietatea solului în Principatele române până la 1864*, Bucarest, 1935. Giurescu, *Despre boieri* = C. Giurescu, *Despre boieri*, Bucarest, 1920. *ILR* = A. Rosetti, *Istoria limbii române*, I<sup>o</sup>, II, III, IV, Bucarest, 1938, 1940, 1941. *Nerej* = *Nerej, un village d'une région archaïque*, monographie sociologique dirigée par H. H. Stahl, I, II, III, Bucarest, Institut de Sciences sociales de Roumanie, [1939]. Poni, *Statistica răzeșilor* = P. Poni, *Statistica răzeșilor*, Bucarest, 1921. Sava, *Doc. putn.* = A. V. Sava, *Documente putnene*, I, II, Focșani, 1929, 1931. Stahl, *Organ. socială* = H. H. Stahl, *Organizarea socială a țărănimii, Enciclopedia României*, [Bucarest, 1938], I, p. 559-576. Stahl, *Contrib. la probl. răzâșiei* = Henri H. Stahl, *Contribuții la problema răzâșiei satului Nerej. Dreptul public obștesc în vârstă, Arhiva pentru știința și reforma socială*, VIII, 1929, nr. 4; IX, 1930, nr. 1. *Uricariul* = *Uricariul*, sub redacția lui Teodor Codrescu, Jassy, 2<sup>e</sup> éd., 1871 et s.

MM. L. Tamás, Sever Pop et H. H. Stahl nous ont communiqué quelques informations concernant le problème qui est examiné dans les pages suivantes, tirées de publications de langue hongroise. Nous les prions de vouloir bien trouver ici l'expression de notre vive gratitude.

se confond avec le nom ethnique des Roumains: *rumîn* (représentant normal du latin *romanus*; cf. Rosetti, *RLR*, I, 158 s.; *REW*<sup>3</sup>, 7371)<sup>1</sup>, il n'en va pas de même du nom des possesseurs terriens, pour lesquels on emploie différents termes empruntés à des langues étrangères.

Nous nous proposons d'examiner ici quelques uns de ces termes, malgré l'absence d'un dictionnaire historique du roumain et l'état fragmentaire des recherches sur l'organisation sociale des villages roumains <sup>2</sup>.

Comme l'a remarqué feu C. Giurescu (*Despre boieri*, 127), les dénominations données aux propriétaires terriens, dans le passé roumain, diffèrent selon que l'on envisage la possession

<sup>1</sup> C. Giurescu, *Vechimea rumâniei în Țara Românească și legătura lui Mihai Viteazul; Despre rumâni*, Bucarest, 1915, 1916 (*Analele Acad. Rom., Mem. Secf. ist.*, t. XXXVII, XXXVIII); *Despre boieri*. Les discussions ultérieures concernant ce problème sont résumées et mises au point par Const. C. Giurescu, *Rev. istorică română*, VII, 1937, p. 400.

Le terme *rumîn* apparaît pour la première fois dans un document de 1598 rédigé en roumain, provenant de Valachie (Giurescu, *Despre rumâni*, 2). Mais l'institution de la *rumînie*, selon les témoignages du XVI<sup>e</sup> et du XVII<sup>e</sup> siècle, se confond avec la fondation des villages et la constitution de l'état valaque (Id., *Vechimea rumâniei*... 5 s.). Au XV<sup>e</sup> siècle, dans les chartes rédigées en slavon, les *rumîni* sont connus sous le nom de *vlasî* (pl. de *vlasû*), qui est la traduction du terme *rumîn* et aussi le nom ethnique des Roumains (Giurescu, *Despre rumâni*, 7 s.) et, beaucoup plus souvent, sous celui de *vecini* (pl. de *vecin* „voisin“), seul employé en Moldavie, terme de charcellerie qui a été expliqué par l'analogie avec les *πάροικοι* byzantins (Giurescu, l. c., 55 et G. I. Brătianu, *Études byzantines d'hist. économique et sociale*, Paris, 1938, p. 248).

<sup>2</sup> L'école sociologique de M. D. Gusti, professeur à l'Université de Bucarest, a entrepris une série d'enquêtes en Roumanie relatives à l'organisation sociale des villages roumains. Une partie des matériaux qui ont été recueillis a été déjà publiée; v. là-dessus *BL*, VIII, 181 s.

L'institution de la *răzâșie*, en Moldavie, est connue par la campagne de recherches effectuées à Nerej. Les données obtenues à l'aide de la même méthode manquent pour la Valachie et l'Olténie. On se contentera, pour le moment, des informations directes données par D. Brezulescu, *Contribuții la studiul proprietății în devălmășie a munților noștri*, Bucarest, 1905, concernant le d. Gorj, en Olténie.

d'une part dans la propriété collective (*răzeș*), le voisinage de la terre (*megiaș*), la propriété en tant qu'héritage (*moștean*, *moșnean*), ou bien le rapport d'homme libre ou de seigneur à serf (*cneaz*, *judec*). Le titre de *boier* (: v. sl. *boljarinŭ*, pl. *boljare*) a le sens général de „seigneur (dans ses rapports avec les paysans non-libres, en dépendance personnelle du seigneur), propriétaire terrien“, et il est donné à l'ensemble de la classe des propriétaires terriens.

### *răzeș*

Le sens actuel du mot, dans la langue commune, est de „petit propriétaire terrien, issu d'une lignée de propriétaires terriens“; dr. *răzășie* (terme aujourd'hui vieilli) désigne la „petite propriété terrienne, héritée de père en fils“.

Le *răzeș* est „celui qui est membre d'une collectivité villageoise libre, et qui a une part dans la propriété collective: copropriétaire; voisin: celui dont la tenure privée avoisine une autre tenure privée“<sup>1</sup> (cf. l'expression: *sintem răzeși cu pământurile noastre* „nous sommes voisins de propriété“; *Nerej*, I, 242 s.).

Comme l'a montré M. Stahl, dans ses études fondées sur des recherches personnelles, la *răzășie*, organisation totale du village libre, dans le passé roumain, qui a subsisté jusqu'à nos jours, est une forme originale de propriété collective. L'origine de cette forme de propriété n'est pas généalogique,

<sup>1</sup> Le sens de „voisin“ ressort clairement des phrases suivantes: *ze cădea să-l întrebe și pe cutare la vânzare, căci îi era răzăș* „il devait consulter aussi un tel pour la vente, car c'était son voisin“. *Il cunoști pe cutare?* — *Cum să nu-l cunosc, căci suntem răzăși pe gropile noastre de cosire* „Tu connais un tel? — Comment donc! Nos trous à foin sont voisins“ (Stahl, *Contrib. la probl. răzășiei*, IX, p. 2 du tirage à part).

De nos jours, les propriétés des *răzeși*, dans le d. Dolj, sont séparées par une ligne frontière (comm. par M. H. H. Stahl, apud *Răspunsuri la chestionarul lingvistic (al lui B. P. Hasdeu)*, manuscrits conservés à la Bibliothèque de l'Académie Roumaine; ms. 3437).

dans le sens qu'il n'y pas d'ancêtre commun, ayant fondé le village (cf. Brezulescu, l. c., 27 s. et I. N. Angelescu, *Originea răzeșilor și moșnenilor*, Pitești, 1909, p. 54 s.).

A Nerej, dans les montagnes de Vrancea, par exemple, région propre à l'établissement de pâtres venus de Transylvanie (Sava, *Doc. putn.*, I, p. xv)<sup>1</sup>, les premiers colonistes qui sont venus de la Valachie et de la Transylvanie ont récupéré sur la forêt les terrains propres au pâturage. Le lot de terre occupé par la maison de chaque membre de la communauté villageoise et les terrains récupérés sur la forêt vierge, seuls, constituent la propriété privée; ils n'appartiennent cependant pas à une seule personne, mais à un ou à plusieurs groupes familiaux. Tout le reste du territoire appartenant à la communauté villageoise (forêt, pâturages, prés alpins) est en indivision absolue; l'individu, en tant que membre de la collectivité villageoise, a là-dessus un droit d'usufruit illimité (Sava, l. c., I, p. xx s.; *Nerej*, I, 226 s.).

Ce type archaïque de propriété de technique pastorale, né de l'établissement des pâtres émigrants, ne constitue cependant pas le seul type connu de nos jours de propriété collective, car il existe aussi des villages de *răzeși* dans lesquels la descendance généalogique est prise en considération comme critère du droit que les descendants de chaque lignée font valoir sur l'avoir collectif. Ce type de propriété, qui était le plus répandu dans les pays roumains, est attesté dès les premiers documents (fin du XIV<sup>e</sup> siècle, Filitti, *Propr. solului*, 75 s.). Il est possible que le type de propriété à descendance généalogique dérive du précédent (Stahl, *Organ. soc.*, 562 s.). Dans l'état actuel de nos connaissances, il convient de réserver encore nos conclusions là-dessus.

On le voit, la note spécifique de la *răzășie* est constituée par l'organisation sociale collective du village. Les *răzeși* sont de libres propriétaires d'un avoir collectif.

<sup>1</sup> „La Vrancea était, jusqu'à ces derniers temps [1927], un pays exclusivement pastoral“ (*Nerej*, I, 228).

Le caractère collectif de la propriété terrienne forme d'ailleurs le trait spécifique de la propriété du sol, dans les pays roumains; la *răzăşie* n'est donc que l'une de ces formes d'indivision, à côté d'autres. Par la suite, le terme de *răzeş* a été appliqué à tout propriétaire libre, sans plus tenir compte de son appartenance à une communauté villageoise.

Il résulte de là que le trait distinctif de la *răzăşie* n'est pas constitué par la possession d'une tenure privée. Pour être membre de la communauté villageoise, il fallait être admis dans la *ceată* (groupe organisé); les enfants issus de membres du groupe en faisaient naturellement partie, mais l'étranger ne pouvait pénétrer dans la cellule villageoise que dans des conditions exceptionnelles. En cas de litige, la possession d'une tenure privée constituait la preuve de l'appartenance à la communauté villageoise. La tenure privée appartenait, on l'a vu, à la famille entière, et le père la partageait par dotation à ses fils en minces lanières (de 15 à 35 m. de large), dont la longueur atteignait parfois 5 km (Stahl, *Contrib. la probl. răzăşiei*). (L'on voit combien cette forme d'organisation villageoise diffère de celle de la *zadruga* slave, qui est d'origine généalogique et dont le trait caractéristique est constitué par le caractère collectif de la vie familiale.<sup>1</sup>)

Attestée en Moldavie par la tradition avant le XIV<sup>e</sup> siècle (Poni, *Statistica răzeşilor*, 5; Stahl, *Contrib. la probl. răzăşiei*, VIII, p. 26 de l'extrait; *Nerej*, I, 228) et ensuite, dans les textes, à partir du XVII<sup>e</sup> siècle, la *răzăşie* est une forme de propriété tout aussi répandue en Valachie<sup>2</sup>, mais elle est connue ici sous un autre nom (v. ci-dessous, *moşnean*). (Le terme

<sup>1</sup> S. Radovici, *Moşnenii şi răzeşii*, Bucarest, 1909, p. 119 s. et Filitti, *Propr. solului*, 76. Sur la *zadruga*, v. maintenant Zdenko Vinski, *Die südslavische Großfamilie in ihrer Beziehung zum asiatischen Grossraum* Zagreb, 1938. Indications bibliographiques dans I. Sakázov, *Bulgarische Wirtschaftsgeschichte*, Berlin-Leipzig, 1929, p. 23.

<sup>2</sup> V. là-dessus les statistiques du nombre des *răzeşi* chefs de famille de Roumanie, en 1912, publiées par Poni (*Statistica răzeşilor*, 6 s.): Moldavie: 103.000; Valachie: 119.000; Olténie: 111.000.

*răzăş* est attesté en Valachie au XVIII<sup>e</sup> siècle, avec le sens de „copropriétaire“.<sup>1</sup>)

D'après le recensement effectué en 1912, 26% de la population rurale de l'ancien royaume de Roumanie, soit 334.000 habitants chefs de famille, étaient des *răzeşi*; dans les régions de montagne (Vrancea, par exemple), la proportion pouvait atteindre jusqu'à 100% du nombre total de la population (*Nerej*, I, 35).

On est en général d'accord pour expliquer dr. *răzeş* par hong. *részes* „participant à quelque chose, copartageant; celui qui a une part dans un partage, qui touche une part d'un revenu“<sup>2</sup>. Le mot n'est pas attesté à une date ancienne, mais il a une famille en hongrois: c'est un dérivé de *rész* „part“, qui est attesté dès 1285 (*Magyar oklevél szótár*, Budapest, 1902-1906, s. v.), et, d'autre part, il existe en hongrois un grand nombre de dérivés de *részes*, au sens de „participation“ (Szarvas-Simonyi, l. c., s. v.). Dans le parler des Szeklers et des Csango (hong. *Csángó*), population de langue hongroise établie à une date ancienne dans le coin sud-est de la Transylvanie et en Moldavie (d. Roman, Bacău, Neamţ et Tecuci, cf. Pop, *BL*, VIII, 175 s.), le mot est attesté avec le sens de „Bauer, der Besitzer eines erblichen (zur Zeit des Wojwoden

<sup>1</sup> Voici deux passages qui attestent ce sens: „nimeni din sudiţi să nu cumpere aici în pământul ţării lucruri nemişcătoare, şi au rămas principile acelor munţi să-şi cauţi Sfinţia ta aici prin judecată, dându-ţi acea putere, când nu vor fi alţii din pământeni *rezazi*“; „că egumenaşii ce au fost după vremei mai naintea mea, întâmplându-să de au slăbit cu stăpânirea hotărârilor moşioarălor, având împotrivirea silniciei Turcilor ce au fost înaintea răzmiriţii Ruşilor, dă nu-l putea căuta, numiţi *răzaşi* fără de dreptate şi în silnicie au scoperit dă toate părţile moşioarăle acestea ale sfintei mănăstiri“ (N. Iorga, *Studii şi documente privitoare la istoria Românilor*, XIV, Bucarest, 1907. *Hârtii din arhiva mănăstirii Hurezului*... p. 137: 1792 et 205: 1786, Polovraci. Comm. par M. H. H. Stahl).

<sup>2</sup> Szarvas Gábor et Simonyi Zsigmond, *Magyar nyelv-történeti szótár*, II, Budapest, 1891, s. v. Le rapprochement est indiqué déjà par Cibac, *Dict. d'étym. daco-rom.*, II, 523 s. v. et Radu Rosetti, *Pământul, sâtemii şi stăpânii în Moldova*, I, Bucarest, 1907, p. 168.



Stephan erworbenen) Grundbesitzes ist"<sup>1</sup>, développé sans doute sous l'influence du roumain. Car il n'existe pas en Hongrie d'institution qui soit comparable à la *răzăsie* roumaine; et l'existence de la même institution en Valachie rend d'autant moins vraisemblable la théorie de l'origine hongroise de l'institution<sup>2</sup>. En attendant le résultat des recherches futures sur l'origine et l'organisation (notamment en Valachie) des communautés libres villageoises, du type de la *răzăsie* moldave, il n'est pas possible de pousser plus loin nos conclusions et de leur attribuer une valeur générale, applicable à l'ensemble des pays roumains.

<sup>1</sup> J. Wichmann, *Wörterbuch des ungarischen moldauer Nordcsángó- und des Hétfaluer Csángódialektes...*, Helsinki, 1936, p. 121 s. v.

<sup>2</sup> C'est la théorie défendue par les historiens hongrois. V. Hunfalvy Pál, *Az oláhok története*, II, Budapest, 1894, p. 97. Les considérations de M. Benedetto Jancsó (*L'Europa Orientale*, IX, 1929, p. 254), concernant l'établissement des *răzeși* en Moldavie et leur condition sociale, dénotent la méconnaissance du sujet. Selon l'auteur d'une étude sur „les Hongrois de Moldavie“ (dans la revue *Karpatmedence*, nr. 5, Budapest, septembre 1941; je dois cette indication à l'amabilité de M. H. H. Stahl), la *răzăsie* aurait été instituée pour les Hongrois (Szeklers) établis en Moldavie avant la fondation de l'état moldave (XIV<sup>e</sup> siècle); les *răzeși* seraient donc les descendants de ces colonistes hongrois. Le nom de l'institution viendrait du morcellement de la terre en tenures privées; cette délimitation, librement consentie, aurait été appliquée à des terres qui n'avaient pas de propriétaire. Cette thèse n'est cependant fondée sur aucun document.

Si l'influence hongroise est, comme on l'a vu, particulièrement active lors de la fondation de l'état moldave, il n'en est pas moins vrai qu'elle s'est bornée à imposer une série de termes au roumain. Il ne faut pas oublier, d'autre part, que si les Roumains émigrés de Transylvanie sont dénommés dans les pays roumains *Ungureni*, ceci ne s'applique pas à leur nationalité, mais indique le lieu de provenance. D'autre part, on a vu que l'institution dénommée *răzăsie* est une forme de propriété caractéristique des pays roumains, et qu'on la trouve représentée tout aussi bien en Valachie qu'en Moldavie, dès une époque ancienne. Enfin, le nom de *răzeș* a été expliqué justement en rapport avec le droit des *răzeși* à la propriété collective, qui constitue le caractère spécifique de l'institution, et ceci vient à l'encontre de la thèse que nous venons d'examiner.

*Răzeș* n'est pas attesté dans les chartes du XV<sup>e</sup> siècle écrites en slavon provenant des principautés roumaines; il n'apparaît qu'au XVII<sup>e</sup> siècle, dans les documents internes roumains (Tiktin, s. v.)<sup>1</sup>.

Le terme *răzeș* semble avoir été appliqué à une institution qui, on l'a vu, existait dans les pays roumains dès une date ancienne; il aura été porté au delà des Carpathes par des émigrants venus de la Transylvanie, dans des conditions qui ne nous sont pas connues. (Il faut dire ici que les mouvements d'émigration en Valachie et en Moldavie, de Transylvanie, sont de règle dans le passé des pays roumains; cf. les indications données dans *RLiR*, III, 218 et Anton Golopenția, dans la revue *Geopolitica și geoistoria*, I, 1941, p. 90 s.)

L'explication de *răzeș* par hong. *részes* fait difficulté sur un seul point: à la sourde du hongrois (*s*) le roumain répond par une sonore (*z*); quant aux deux *ă* de *răzăș*, forme de la langue commune, ils proviennent de *e* et ont été provoqués par l'action des consonnes précédentes, fait connu du dacoroumain: Rosetti, *BL*, III, 103 s.). Il y a là une anomalie qui n'est cependant pas de nature à nous faire renoncer à ce rapprochement, vu que le sens des mots correspond.

Cependant, c'est en invoquant cette anomalie d'ordre phonétique que l'on a cherché à expliquer par d'autres langues que le hongrois le terme du roumain.

M. Nandriș (*Rev. filologică*, I, Cernăuți, 1927-1928, p. 324 s.) a essayé d'expliquer *răzeș* par le polonais *rycerz* „Ritter, Held“. Mais, sans parler des difficultés phonétiques qui rendent cette explication inacceptable, le sens des mots ne

<sup>1</sup> Il n'est pas fait mention de la *răzăsie*, dans les documents d'archives, avant le XVII<sup>e</sup> siècle. Dans une charte écrite en slavon à Jassy, en 1502, le terme *sodáveve* (pl.; litt. „garant, répondant“ < hong. *szavados*: L. Tremi, *Ungarische Jahrbücher*, IX, 308) a été traduit par „les copropriétaires ou *răzăși*“ (Bogdan, *Doc. lui Ștefan cel M.*, II, 197; Costăchescu, *Docum. moldovenești dela Ștefan cel M.*, Jassy, 1933, p. 13); c'est une interprétation due à l'éditeur, et le terme *răzeș* ne figure pas dans l'original, comme semble le croire M. Elekes Lajos (*Századok*, LXXIV, 1940, p. 395; comm. par M. L. Tamás).

coïncide pas: le mot du polonais appartient à la terminologie militaire, et ceci nous éloigne du mot roumain qui est, comme on l'a vu, un terme appartenant par excellence à la terminologie de la propriété terrienne. (M. Nandriș appuie son interprétation sur un texte ambigu du Prince D. Cantemir. Même si les *răzeși* ont été, au XVII<sup>e</sup> siècle, des guerriers à cheval, ceci n'autorise pas l'explication du terme par le polonais, car elle est en contradiction avec tout ce que l'on sait sur l'institution de la *răzășie*.)

M. Giuglea (*DR*, I, 496) a expliqué *răzeș* par le latin (*radius*)<sup>1</sup>: le *răzeș* serait le propriétaire dont la tenure privée est séparée de la propriété voisine par le *răzor* (<lat. *radiolus*). Mais les sens ne coïncident pas (*radiolus* „kleiner Strahl“, *REW*<sup>2</sup>, 6997, sens conservé dans les langues romanes) et *răzor* „sillon, lisière entre deux champs, ligne de démarcation entre deux champs; tenure privée entourée d'autres tenures particulières“ (*Nerej*, I, 243) est à coup sûr slave (v. sl. *razorati* „labourer“, s.-cr. *răzor*, bg. *razor* „Furche, Grenzfurche; Ackerrain“).

Densusianu (*GS*, IV, 409), enfin, propose d'expliquer *răzeș* par le slave: v. sl. *rěza* „coupure“ + le suffixe *-aš*. Mais, à part les difficultés phonétiques (sl. *ř* n'est pas rendu, en roumain, par *ă*), les sens ne coïncident pas, et le suffixe n'est sans doute pas d'origine slave (Graur, *Nom d'agent et adj. en roum.*, 68 s.).

On continuera donc de rapprocher, et avec raison, dr. *răzeș* de hongrois *rězes*, car ce rapprochement satisfait les exigences de la phonétique et de la sémantique. Mais les conditions dans lesquelles ce mot a été adopté par le roumain sont encore obscures, faute de données. Cet emprunt ne constitue pas un fait isolé. A la suite de l'expédition de 1343 du roi Louis de Hongrie contre les Tatars qui traversaient les Carpathes de Moldavie pour piller la Transylvanie, Dragoș,

le Voévode des Roumains du Maramureș fonda en Moldavie une „marche“ du royaume hongrois, destinée à préserver dorénavant la Hongrie de l'invasion des Tatars. A cette occasion, et plus tard, lors de la fondation par Bogdan de la principauté indépendante de Moldavie (1365; Const. C. Giurescu, *Ist. Românilor*, I<sup>3</sup>, 385 s.), il y eût sans doute, à la cour des Princes roumains, des nobles venus de Hongrie, qui s'établirent par la suite en Moldavie<sup>1</sup>. On tiendra donc compte de ces faits, à côté de ceux d'un autre ordre, indiqués déjà ci-dessus, pour expliquer la pénétration en roumain d'une série de termes du hongrois relatifs à la vie de cour et à l'économie des villes et des villages (ces termes sont énumérés par M. Treml, *Ungarische Jahrbücher*, IX, 285 s.).

#### moșnean

Le terme *moșnean*, qui est attesté en Valachie dès le XVII<sup>e</sup> siècle (Giurescu, *Despre boieri*, 119, n. 2), est l'équivalent exact du terme *răzeș*, qui a été examiné ci-dessus<sup>2</sup>; le *moșnean* est par conséquent membre d'une communauté villageoise collective libre, du type de la *răzășie*.

A l'origine, *moștean* était l'équivalent des termes *dědŭ* et *naslědŭnikŭ*, employés dans les documents écrits en slavon, et il signifiait „héritier, homme qui a un héritage, qui possède une terre“. Ce n'est que vers la fin du XVII<sup>e</sup> siècle que *moșnean* a acquis le sens qui a été indiqué ci-dessus (Giurescu, l. c., 124).

Le terme est d'origine slave: v. sl. *moštŭ* „pouvoir“, *moštŭnŭ* adj. „puissant“. C'est un dérivé, à l'aide du suffixe slave *-ěninŭ*, qui indique l'état social (Graur, *Nom d'ag. et adj. en roum.*,

<sup>1</sup> Au XIV<sup>e</sup> et au XV<sup>e</sup> siècle il y a des boyards moldaves qui portent des noms hongrois: Const. C. Giurescu, *Noi contribuțiuni la studiul marilor dregători în secolele XIV și XV*, Bucarest, 1925, p. 65 s.

<sup>2</sup> L'équivalence entre les deux termes est fondée sur des exemples pareils au suivant: „și să rămăne acea moșie Delenii, cu tot hotarul, la stăpânirea lui Tofan căpitanul și a altor frați și răzăși, ce sunt buni moșteni acolo, în Deleni“ (*Uricariul*, XXI, 268-269; Jassy, 1741).

<sup>1</sup> Déjà Jorga (*Gesch. des rumän. Volkes*, I, Gotha, 1905, p. 333-334) avait rapproché *răzeș* de dr. *razd* „rayon“. Hasdeu (*Arhiva istorică a României*, III, Bucarest, 1867, p. 145) expliquait *răzeș* par le lat. *redire*.

65; *ILR*, III, 74). *Moșteni* étant la forme du pluriel, on lui a refait un singulier: *moștean*.

Le terme est aujourd'hui vieilli. Chez les écrivains de la deuxième moitié du XIX<sup>e</sup> siècle il signifie „héritier; autochtone; moșnean“ (v. ci-dessous).

*Moștean* a été rapproché de *moș* „vieux, vieillard“, mot appartenant au vieux fonds balkanique de la langue (*ILR*, II, 106) et de *moșie* „patrimoine; terre, propriété rurale, domaine“. De là, *moșan* „răzeș“: „*fîind moșan și răzeș*“ (*Uricariul*, II, 187; Jassy, 1776).

*Moștean* a été rapproché, d'autre part, du verbe *moșteni* (cf. v. sl. *mošti* „pouvoir“, vb.); de là, la forme à *n*: *moșnean*, attestée au XVII<sup>e</sup> siècle (Giurescu, l. c.), et, ensuite, par accommodation des occlusives dentales, qui se suivaient, *moșnean* (attesté au XVII<sup>e</sup> siècle, Giurescu, l. c.). Aujourd'hui encore, la forme ancienne est conservée dans la toponymie: cf. *Adunați-Moșteni* et *Albinari-Moșneni*, etc. (Jordan, *Rum. Top.*, 62). Enfin, *moșnean*, rapproché de *moșie* explique la forme *moșinaș* (*moșenaș* „răzeș“: *Uricariul*, II, 75; Jassy, 1785, *moșinași*, pl., *Magazinul istoric pentru Dacia*, II, Bucarest, 1846, p. 252, 254, 259, 260; Jassy, 1817), *moșineancă* (*Uricariul*, V, 371; Jassy, 1716; cf. *moșean*, ci-dessus, p. 79, n. 2).

### *megiaș*

Le sens actuel du terme est „voisin; voisin de propriété terrienne; paysan propriétaire“. *Megiaș* est attesté tout aussi bien en Valachie (1514) qu'en Moldavie (XV<sup>e</sup> siècle), et dès une date ancienne (*mežiaš*, avec *ǰ > j*, prononciation caractéristique du moldave, est donné par les chartes en slavon du XV<sup>e</sup> siècle: Bogdan, *Doc. Ștef. cel M.*, II, 607 s. v., Costăchescu, *Doc. mold. în. de Ștef. cel M.*, II, 422, 445, 525), avec le sens de „voisin de propriété terrienne, dans le régime de propriété collective“ (Giurescu, *Despre boieri*, 63 s.). Le mot peut tout aussi bien être expliqué par le slave: v. sl. *mežda* „terminus“, s.-cr. *mědža* „terminus, limes“ (*Ak. Rj.*, s. v.), *měžďáš* „terminus, conterminus; termine, segno che dinota il

fine d'una possessione“ (*Id.*, s. v.), que par le hongrois: *megyés* „angrenzend, benachbart“ (*megye* „Grenze; königliche Domäne“), attesté à partir de 1367 (L. Treml, *Ungarische Jahrbücher*, IX, 291 s.)<sup>1</sup>.

\* \* \*

Le roumain a donc emprunté au slave ou au hongrois des termes relatifs à la propriété terrienne: c'est là un fait de civilisation qui n'entraîne nullement l'origine étrangère de l'institution.

L'origine de la propriété collective, dans les pays roumains l'originalité de cette institution et le régime de la *răzășie* constituent des problèmes indépendants du nom donné à l'institution.

Pour évidente que soit cette conclusion, il ne nous a pas semblé cependant inutile de le rappeler ici.

Quant au nom des cultivateurs non-libres, on a vu qu'il se confond avec le nom ethnique des Roumains: *rumîn* (traduit par *vlaxă*, dans les documents en slavon). C. Giurescu (*Despre rumâni*, 6) s'était refusé d'expliquer cette dénomination, avant d'avoir poussé plus loin ses recherches si riches

<sup>1</sup> Conev (*Ezikovni vzaimnosti međdu Bălgari i Madžari*, *Godišnik na Sofijskija Universitet*, XIII-XIV, p. 10-11) rapproche hong. *megye* „Grenze, Grenzrain“ de v. sl. *mežda*, sans résoudre les difficultés phonétiques posées par le traitement de v. sl. *šd*.

M. Treml, l. c., se demande comment un terme, venu du serbe, aurait pénétré en Moldavie. Mais *răzeș*, emprunté au hongrois, a bien pénétré en Valachie, comme on l'a vu ci-dessus. Et il existe quelques termes du moldave, venus sans doute de Valachie, qu'il convient d'expliquer par le serbo-croate. Ainsi, par exemple, *calapăr* (bot.) „tanaisie“: s.-cr. *kalôper* „Balsamita major, Tanacetum balsamita“ (l'ukrainien *kalôpir* „plantago“: Beineker, *SEW*, s. v. *kalôper* est moins satisfaisant pour la forme et le sens), *crivăș* „vent du nord“: s.-cr. *krivac* „Art Nordostwind“, *lax* „étendue de terrain récupérée sur la forêt vierge et devenue propre à l'agriculture ou au pâturage“: s.-cr. *lax* „Menge übereinander gefällter Bäume“ (cf. aussi le polonais *lax* „durch Niederbrennen von Gebüsch gewonnenes Ackerland“, *stup* „ruche“ (et „abeille“, vallée du Mureș, en Transylvanie, fin du XVI<sup>e</sup> siècle, Tagliavini, *St. rumeni*, II, 236 s.): s.-cr. *stup* „Hauptast; Säule, Pfeiler“.

en résultats nouveaux et qui ont été malheureusement interrompues par sa mort prématurée. Mais aujourd'hui on semble être fondé à admettre que cette dénomination est en rapport avec la formation, dans les pays roumains, d'une classe sociale issue des Slaves qui ont envahi les provinces danubiennes romanisées à partir du V<sup>e</sup> siècle, et s'y sont établis par la suite, et à laquelle on doit la formation des premiers états slavo-roumains du XI<sup>e</sup> siècle (Const. C. Giurescu, *Ist. Românilor*, I<sup>3</sup>, 262 s.).

Les *rumini* sont donc les *Rumini* „Roumains“ qui formaient la masse des cultivateurs non-libres et dont les rapports de vassalité étaient fixés par la *lege ruminească* (*zakon vlaski*, *zakon voloski* en Moldavie, dans les documents en slavon, Giurescu, *Despre rumâni*, 47 s.).

A. ROSETTI

## LES DÉNOMINATIONS ROUMAINES DU FOIE ET DES POUMONS D'APRÈS L'ALR

ÉTUDE DE VOCABULAIRE

(avec 3 cartes hors texte)

L'étude des termes roumains désignant le foie et les poumons d'après les données de l'ALR<sup>1</sup> nous offre l'occasion de faire une série de constatations dont la portée dépasse le cadre du roumain.

\* \* \*

Voici, tout d'abord, une description sommaire des cartes que nous joignons à notre exposé et sur lesquelles nous avons reporté les indications données dans les cartes sus-mentionnées de l'ALR, I et de l'ALRM, I. Dans la plupart des cas nous n'avons pas donné les variantes phonétiques des mots et nous nous sommes contenté d'indiquer l'aire de chaque terme. Au cours de l'exposé, nous n'examinerons les diverses variantes phonétiques des termes que si elles présentent un intérêt réel.

Notons, avant d'aborder l'étude proprement dite des mots, que, pour obtenir du sujet interrogé les termes qui désignent le foie et les poumons, l'enquêteur a utilisé la méthode indirecte (v. ALR, I, c. 45, 46).

<sup>1</sup> ALR, I, carte 45: *plâmlni* „poumons“; ALRM, I, carte 68: *plâmlni*; ALR, I, carte 46: *ficat* „foie“; ALRM, I, carte 69: *ficat*. Nous avons reporté sur notre carte III les données des cartes 194: *vătămat* „hernieux“ et 177: *hernie* „hernie“ de l'ALRM, I, ainsi que les données de la carte 147: *mă vatăm* „je contracte une hernie“ de l'ALR, I.

Passons, maintenant, à l'examen des cartes que nous avons dressées.

Carte I. *ficat*: Banat, Olténie, Valachie, Dobrogea, sud de la Transylvanie. A relever les termes dialectaux *mr. h'ica't<sup>u</sup>* (Avdela, Grèce et Pleasa, Albanie), *istr. ficu'ți* (Valdarsa, Briani, Italie), *ficu'd'ți* (Jeiani, Italie); *ficat negru (ficati negri)*: d. Timiș-Torontal, Caraș, Mehedinți, Teleorman, Ialomița, Bregova (Bulgarie), Halova (Yougoslavie); *mr. h'ica't laju (la'ïlu h'ica't<sup>u</sup>)* à Giurmaia-de-Sus (Bulgarie), Selia-de-Jos (Grèce) et Perivoli (Grèce).

*maiu*: Crișana, Maramureș, nord de la Transylvanie, centre et sud de la Moldavie, sud-ouest de la Bessarabie.

*maiu negru*: d. Iași et Baia.

*maieră* en Bessarabie (d. Soroca, Bălți, Tighina, Cetatea-Albă) et en Transnistrie.

*maieră neagră*: en Bessarabie (d. Hotin, Bălți, Soroca, Orhei, Lăpușna, Tighina, Cetatea-Albă, Ismail) et en Transnistrie (à Jura).

*plămîni*: d. Storojineț.

*plămîni negre*: d. Rădăuți, Dorohoi, Storojineț, Cernăuți, Hotin, Botoșani, Bălți, Lăpușna, Iași, Ismail.

*gîgî'r (gîg'e'r)*: d. Ismail et Constanța.

*gîg'e'r ne'gru (gîg'i'ri ne'gri)*: d. Tighina, Tulcea, Ismail, Butur (Transnistrie).

me gl. *drop*: Țârnareca (Grèce).

me gl. *dro'bu ne'gru*: Liumnița (Grèce).

*boh'u'nu* (art.): d. Cernăuți.

Chez les Ruthènes: *po'triuh* (d. Rădăuți); *č'ă'rni po'truh* (d. Storojineț).

Szeklers: *mai* (d. Odorhei).

Carte II. *Plămîni (plomîi, plumîni, etc.)*: ce terme occupe la plus grande partie du domaine daco-roumain.

*Plămîni albe*: nord-est du domaine (d. Rădăuți, Dorohoi, Storojineț, Cernăuți, Hotin, Botoșani, Bălți, Lăpușna, Vaslui, Iași, Ismail).

*mr. plim'u'ni* (Avdela, Grèce).

*mr. plămū'ni* (Pleasa, Albanie).

*maiere albe (bălăi)*: est de la Bessarabie.

*bor(j)oc (bojog, etc.)*: centre de la Valachie (exception faite des environs de Bucarest), sud-ouest de la Moldavie. Aussi dans quelques localités des d. Trei-Scaune, Vâlcea, Romanai, et Constanța.

*gîgîă'r*: d. Ismail.

*gîg'e'ri a'lbî (gîg'i'ri bālă'î)*: Butur (Transnistrie), d. Tighina et Tulcea.

*jigărițe*: d. Severin, Kovin (Yougoslavie), d. Caraș et Timiș-Torontal.

*jigări'ță e'lia a'lbe* (Timiș-Torontal).

*ficati* (Caraș).

*istr. ficd'ț* (Jeiani, Italie).

*ficati albi*: Batinat (Yougoslavie), d. Caraș, Tulcea, Mehedinți, Bregovo (Bulgarie), Halova (Yougoslavie), d. Constanța. *mr. h'ica't alb'*: (Selia-de-Jos, Grèce).

*mr. a'lbū h'ica't<sup>u</sup>*: (Giurmaia-de-Sus, Bulgarie).

*m. h'ica'ty-aro's'* (Perivoli, Grèce).

me gl. *a'lbū drop* (Liumnița, Grèce); *dro'bu alb* (Țârnareca, Grèce).

Mentionnons encore quelques dénominations isolées:

*boh'irta'nu* (art.): d. Brașov; *boh'i'rdă*: d. Sibiu; *bu'rfe*: d. Caraș; *foi*: d. Tulcea; *mămunta'ie*: d. Severin; *plu't'ile*: Valdarsa (Italie).

Chez les Ruthènes: *počk'ie'*: d. Rădăuți, *bi'li po'truh*: d. Storojineț.

Szeklers: *tüdö*, d. Odorhei.

Nous pouvons procéder, maintenant, à l'interprétation des cartes.

Parmi les mots qui désignent le foie, le plus ancien est *ficat*, qui s'est conservé aussi en macédo- et en istro-roumain.

Gaston Paris (*Ficatum en roman, Mélanges linguistiques*, p. p. M. Roques, Paris, 1909, p. 532 s.)<sup>1</sup> a montré la manière dont *ficatum* a évolué dans la Romania. Il a expliqué comment

<sup>1</sup> Cf. aussi H. Schuchardt, *ZRPh.*, XXV, 615. Pour les dénominations du foie et des poumons dans les langues romanes, v. l'exposé d'ensemble de A. Zauner, *Romanische Forschungen*, XIV, 1913, p. 490-494 et 504-507.

l'accent de *ficatum* s'est reporté sur l'*i* et comment *i* a passé à *e* (*fēcātum*, *fēcātum*).

On sait que *jecur* n'a survécu dans aucune langue romane, car il a été supplanté par *ficatum*, calqué sur le gr. *σικωτόν* „fourré de figues“; l'adjectif est devenu substantif.

*Ficatum* est une expression elliptique pour *ficatum jecur* „foie engraisé de figues“ (cf. n.-gr. *τὸ σικωτόν* qui provient de *σικωτόν ἥπαρ*). C'est un terme de cuisine qui a réussi à se généraliser dans les langues romanes, parce que le foie gras préparé aux figues constituait l'un des mets les plus recherchés par les Romains.<sup>1</sup>

Le terme *ficat* du daco-roumain n'appelle aucune remarque de détail.

*Plămîni* „poumons“ occupe la plus grande aire sur la carte II.

C'est un mot latin, mais l'étymologie n'en est pas tout à fait claire.<sup>2</sup>

A côté de *plămîndă*, *plămîndă*, etc., il y a aussi *plămîj* (< \**pulm:neus*, selon Pascu, *Dict. étym. macédo-roumain*, I, Iași, 1925, nr. 1265), qu'il convient d'expliquer par *plămîni* (pl.; pour l'influence de l'*i* sur *n*, cf. dr. dialectal *ai ȝannées* < *ani*. Le sg. *plămîj* est refait sur la forme du pluriel).

<sup>1</sup> Il existe de nombreux exemples, dans toutes les langues, de dénominations du foie issues d'un terme de cuisine. En voici quelques uns: dr. *cartaboș* „boudin“ et aussi „foie“ (L. Șăineanu, *In cercarea asupra semasiologiei lb. rom.*, Bucarest, 1887, p. 103); r. *pečén* „foie“, slovaque *černa pečénka* „foie“; v. sl. *pekop* „cuire, rôtir“. L'ALF et l'ALS offrent de nombreux exemples de dénominations du même genre: ALF, c. 585 „foie“: *frisør* (H<sup>te</sup> Marne), *frësür* (Meurthe-et-Moselle), *frësar* (Meurthe-et-Moselle) < *frizura* „rôti“ (cf. Wartburg, *Fr. Et. Wb.*, III, 814 s.); *frikasá* (Alpes-Mar.), *frikásya* (H<sup>tes</sup> Alpes), *frikásia* (Isère), *frikáyá* „foie des animaux“ (Savoie), *frékásá* (nord de l'Italie), *frékásá* (nord de l'Italie) < *fricasser* „faire cuire dans une sauce (des légumes ou de la viande coupée par morceaux)“. L'étymologie de *fricasser* n'est pas claire, mais la première partie du mot repose sur *frigere* „rôtir“ (Wartburg, l. c., III, 792, 796).

L'ALS (c. 149) montre que dans l'Italie du nord-ouest le foie (surtout le foie des animaux) est nommé *frikasa* (< fr. *fricassée*), la *fritúra*.

<sup>2</sup> Pușcariu, *Et. Wb. d. rum. Spr.*, 1344, Weigand, *W. Jb.*, XIX-XX, 139 s.

*Plămînd*<sup>1</sup>, pl. *plămînze* ou *plămînj*, *plămînd'e*, le mot ayant été rapproché de *plăpînd* „faible“, *flămînd* „affamé“ (pour le -d, cf. dr. scand. Graur, *BL*, IV, 114). Entre *plămîn* et *plăpînd* il a pu exister aussi une analogie de sens; cf. longobard *lam* „faible, fragile“ (REW<sup>3</sup>, 4861) > engad. *lom* „mou“ (AIS, c. 138).

A côté de mr. *plămî'ni*, influencé, peut-être, par n.-gr. *πιεμόνι*, il y a *plîmu'ni*, (*plemu'ni*, *plemu'ni*) qui vient du néo-grec (Chr. Geagea, *Codrul Cosminului*, VII, 1931, p. 394/190).

*mai* (< hongr. *máj* „foie“) recouvre une aire étendue. C'est un terme de cuisine. (Les Hongrois emploient le foie pour préparer divers mets: *májas gombóc* „boulette de hachis de foie“, *májas hurka* „saucisse faite de foie“.)

*maioră* (*maieră*, etc.), est une forme refaite sur le pl. *maiuri*. La forme de pluriel *maie* est employée bien plus rarement.

\* \* \*

En examinant nos cartes, l'on constate que *plămîni* a pénétré dans l'aire de *ficat* et que *ficat*, *maieră* apparaissent dans l'aire de *plămîni*.

Les noms qui désignent le foie et les poumons appartiennent à la même catégorie lexicale (dénominations des organes internes du corps humain). C'est ce qui a permis leur confusion.

On tiendra compte, d'autre part, du fait que l'homme du peuple ne connaît pas l'anatomie du corps humain et, souvent, non plus celle des animaux.

Ainsi, le sujet interrogé au point 159 (v. notre carte II) n'a pas répondu à la question. Le sujet questionné au point 786 (c. I) a affirmé que „tout le monde ne sait pas parler du foie“; cf. la réponse donnée au point 669: (c. I) „quant au foie de l'homme, je ne l'ai pas vu“.

C'est pour ces raisons que *ficat* et *maieră* „foie“ ont été confondus avec *plămîn* „poumon“.

<sup>1</sup> Cf. aussi *plămînd'e* à Șopotul-Nou, dans le Banat (Șandru, *BL*, V, 141).

Il est arrivé que l'un des deux termes ait éliminé l'autre. De cette manière, le terme qui est sorti vainqueur a acquis deux sens et a servi à désigner deux organes rapprochés.

Afin de maintenir la distinction entre les deux termes qui tendaient à se confondre, on a déterminé le mot à l'aide d'un adjectif: *negru* „noir“, *roșu* „rouge“, *alb* „blanc“.

Cela est arrivé à peu près dans toutes les localités où, pour la dénomination du foie et des poumons, il n'existait qu'un seul terme (*plămîn*, *ficat* ou *maieră*). A noter que l'aire *plămîni negre* „foie“ (c. I) coïncide presque avec celle de *plămîni albe* „poumons“ (c. II), et que dans les localités où l'on dit *ficat negru* „foie“ (c. I) on dit aussi, en général, *ficat alb* „poumons“ (c. II); de même, l'aire de *maieră neagră* „foie“ (c. I) est à peu près identique à celle de *maiere albe* (*băldă*) „poumons“ (c. II).

Le procédé de détermination à l'aide d'un adjectif se retrouve aussi dans d'autres cas analogues. Ainsi, dans nos c. I et II, à côté de *gîger* (< turc ot. *gîger*), on trouve *gîger* (*gîgîr*) *negru* „foie“. Cette aire coïncide avec celle de *gîgeri* (*gîgîri*) *albi* (*băldă*). Cf. aussi mr. *h'ica't lai<sup>n</sup>* „foie“ et *h'ica't alb<sup>i</sup>*, *h'ica'tu aro'șu* ou bien megl. *drop* (<bg. *drob*), *dro'bu ne'gru* et *dro'bu alb* (*ălbul drob*).

Si les dénominations *plămîn alb*, *plămîn negru*, *h'icat laiu*, etc. sont formées de la même manière, il y a une distinction à faire entr'elles en ce qui concerne leur origine.

*Gîger negru* „foie“ et *gîger alb* „poumon“ sont calqués sur le turc. ot. *kara gîger* „foie“ et *ak gîger* „poumon“ (*kara* „noir“, *ak* „blanc“). Le mot turc et le procédé d'expression ont pénétré, par l'intermédiaire du s.-cr. *gîgerica bela*<sup>1</sup>, dans le Banat (c. I et II: *jigări'tă e'lia albe* „poumons“; *jigărițe*<sup>2</sup> „poumons“).

Ce procédé d'expression est d'ailleurs commun à toutes les langues balcaniques: n.-gr. *τὸ μαύρο τζιέρι* „foie“, calqué en

<sup>1</sup> Cf. Reichenkron, *Zs. f. slav. Ph.*, XVII, 152.

<sup>2</sup> L. Costin, *Graial bănățean*, Timișoara, 1926, p. 124, traduit *jigăriță*, *jigăriță* par „aprinde (la boale)“. Mais le contexte montre bien que la traduction exacte du terme est „poumons“.

macédo-roumain: *la'jlu h'ica't<sup>n</sup>*, *h'ica't<sup>n</sup> lai<sup>n</sup>*, *h'ica't lai<sup>n</sup>* (c. II); le mr. *h'ica'tu aro'șu* „poumon“ reproduit le n.-gr. *τὸ κόκκινο τζιέρι*. En mégéno-roumain *drop* et *dro'bu ne'gru* „foie“ (c. I) reproduisent le bg. *čer drob*, tandis que megl. *dro'bu alb* et *a'bul drop* „poumons“ (c. II) sont calqués sur le bg. *běl drob*.

En albanais le foie est nommé *mëlçi e zezë*, *mushkëri e zezë* (*zezë* „noir“) et les poumons *mëlçi e kuqë* (*kuq* „rouge“), *mushkëri e bardhë* (*bardh* „blanc“).

Les dénominations des langues balkaniques que nous venons d'examiner ont été calquées sur le turc ottoman.

Les termes *plămîni albe*<sup>1</sup>, *plămîni negre*, *maiere negre*, *maiere albe* (Bucovine, Moldavie du nord et Bessarabie) sont plus difficiles à expliquer. Le même procédé est employé en ruthène: *čărni po'truh* „foie“ (c. I), *bi'li po'truh*<sup>2</sup> „poumon“ (c. II).

On pourrait admettre une influence du roumain sur le ruthène; le contraire peut être aussi vrai. M. Reichenkron (*Ung. Jahrbücher*, XX, 26) admet une influence petschénégocoumane fondée sur la présence, dans le *Codex Cumanicus*, des termes *gigar* et *gigar band* pour désigner le foie et les poumons. Mais le même procédé est employé aussi en slovaque: *černa pečenka* „foie“ (*čierné pl'úca* „foie“, dans Fr. Bartoš, *Dialektický slovník moravský*, 295). On est donc fondé à se demander si de pareilles formations (substantif + adjectif qualificatif indiquant la couleur) n'ont pas pris naissance d'une manière indépendante. (Voir, pour un cas analogue, les remarques de M. K. Jaberg, „Una pera mezza“, *Festschrift Louis*

<sup>1</sup> On trouve ces expressions dans N. Costin (chroniqueur du XVII<sup>e</sup> siècle): „eară plămîncele cele albe au fost arse de sete; maiul cel negru i-au fost sântos“ (M. Kogălniceanu, *Croniclea României*, Bucarest, 1872, II, 33); cf. en français „avoir la pierre sèche ou secque“ = „avoir soif“ (A. Verrier et R. Onillon, *Glossaire étymologique et historique des patois et des parlers d'Anjou*, Angers, 1908, II, 121). *Maiul negru* „la rate“ (Damé, *Nouveau dict. roum.-fr.*, II, p. 11).

<sup>2</sup> Cf. E. Zelechowski und S. Niedzielski, *Ruthenisch-deutsches Wörterb.*, II: *potrux bilyj* „poumon“, *potrux čornyj* „foie“.

Gauchat, Aarau, 1926, p. 65 n. 4: „So geht man gewiss unabhängig<sup>1</sup> in Mittelitalien, hier allerdings ganz vereinzelt, und in Süditalien von der schwärzlichen Farbe der gekochten Leber aus um die teige Birne zu bezeichnen“.)

On retrouve, en effet, des denomina-tions analogues dans d'autres langues romanes. D'après l'ALF (c. 1073 „poumon“) le terme *foie blanc* est connu dans les dép. des Vosges, Meurthe-et-Moselle, Haute-Charente et Allier (O. Bloch, *Atlas ling. des Vosges méridionales*, c. 352 „foie“: *ner gruy't*, mais *gruy't bys* „poumon“; Id., *Lexique français-patois des Vosges méridionales*, 108). Pour le domaine italien, v. l'ALS, c. 139 „foie“: Piémont, Vénétie, Emilie, Marches, Ombrie et c. 138 „poumon“; Suisse méridionale, Piémont, Ligurie, Vénétie, Emilie. Cf. aussi Th. Gartner, *Ladinische Wörter aus den Dolomitentalern*, Halle, 1923, p. 158 s.: *fu'à blank* „poumon“; *fu'à fošk* (*fošk* „noir“) „foie“<sup>2</sup>.

En tsigane (John Sampson, *The Dialect of the Gypsies of Wales*, Oxford, 1926, vocab., s. v. *buk* „liver“); *parno buk* „lungs, lights“ (*parno* „blanc“); *kalo buk* „liver“ (*kalo* „noir“); cf. aussi A. G. Paspatis, *Études sur les Tchinghianes ou Bohémiens*, Constantinople, 1870, p. 189 et passim, qui traduit *kalo buk* par „viscere noir“, mais le sens évident est „foie, coeur, siege des affections“; v. aussi Fr. Miklosich, *Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas*, VII, 25, s. v. *buko*: *buko* „Eingeweide“, *kalo buk* „Leber“, *parno buk* „Lunge“.

Il résulte de nos considérations que nous avons affaire, dans tous ces cas, à un procédé général de détermination du foie et des poumons, qui consiste dans l'adjonction, au nom de l'organe, d'un adjectif qui en indique la couleur et empêche ainsi toute confusion.

Passons maintenant aux autres termes enregistres dans nos cartes.

*Bojoc* (*bo(r)jog*, etc.) est un terme dont l'étymologie n'a pas encore été éclaircie d'une manière satisfaisante. Pour

<sup>1</sup> Nous soulignons.

<sup>2</sup> Cf. H. Schuchardt, *KZ*, XX, 277.

Tiktin l'étymologie en est inconnue. Le *DA* renvoie à *boaše* „testicules“, sans autre explication. Ce rapprochement, qui semble deconcerant, au premier abord, doit cependant être retenu.

On a expliqué *boaše* par le lat. *byrsea*, mais cette étymologie présente des difficultés phonétiques (*REW*<sup>3</sup>, 1432; cf. Graur, *BL*, V, 90).

Il nous reste à voir comment *bojoc* peut être expliqué par *boš*, *boaše*.

*Bojoc* (*borjog*) est un derive de *boš* à l'aide du suffixe augmentatif *-oc*, *-og* (Pascu, *Suffixele rom.*, 212 s.). *Boš* + *-oc* (*-og*) > *bošoc*, *bošog* (Gr. Tocilescu, *Materialuri folkloristice*, Bucarest, 1900, I, p. 1: *bošogi*: 47, 48, 48; Teleorman; 601, 616; Vâlcea; *ALR*, I, c. 45: *bošog*, etc.).

La forme primitive est *bošoc* ou *bošog*. La présence de l'occlusive sourde ou sonore, à la finale, peut être expliqué par l'alternance entre occlusive sourde et occlusive sonore qui a été déjà remarquée en roumain. Quant au *j* de *bojog*, on pourrait l'expliquer par l'influence de l'occlusive sonore finale (cf. Pušcariu, *DR*, III, 381).

L'introduction d'un *r* epenthetique: *boršog*, *borjog*, *borjoc* est due, sans doute, à l'influence de *boarsa*<sup>4</sup>.

Si l'on peut rendre compte aisément de la structure phonétique de *bojoc*, etc., l'évolution sémantique de ces termes n'en présente pas moins quelques difficultés, causées par la transition de sens de „testicule“ à „poumons“.

Ce changement de sens s'explique par ceci que les poumons des animaux et les testicules ont été compares à un sac<sup>5</sup>. Les poumons étant plus grands, le nom a été élargi à l'aide d'un suffixe augmentatif: *bošog*. Cette denomina-tion a été ensuite appliquée avec un sens péjoratif, aux poumons de l'homme. (Cf. au point 704 la différence entre *plamin* et *bojoc*, qui s'emploie pour désigner les poumons du porc.)

<sup>3</sup> Cf. *ALR*, I, 136 „hernieux“: *i-o iep't byrsel's*; v. aussi Pašca, *DR*, V, 312.

<sup>4</sup> Le macedo-roumain connait l'expression: *se vearsa m-pundzi* „contracter une hernie“ (P. Papahagi, *Din lit. poporand à Arom.*, I, 256).



En examinant notre carte III l'on s'aperçoit que l'endroit d'ou s'est répandue cette dénomination est la Valachie.

*Bojoc* a pu supplanter *plămini* parce qu'il appartenait au langage vulgaire, imagé, et qu'il présentait l'attrait de la nouveauté. *Plămin*, par contre, était un vieux mot usagé, sans nuance affective.

Cet exemple vient confirmer, si la chose était encore nécessaire, le rôle important que joue l'affectivité dans l'évolution sémantique et la propagation des termes nouveaux.

Voyons, maintenant, quelques parallèles sémantiques du phénomène qui vient d'être examiné, fournis par des langues voisines du roumain.

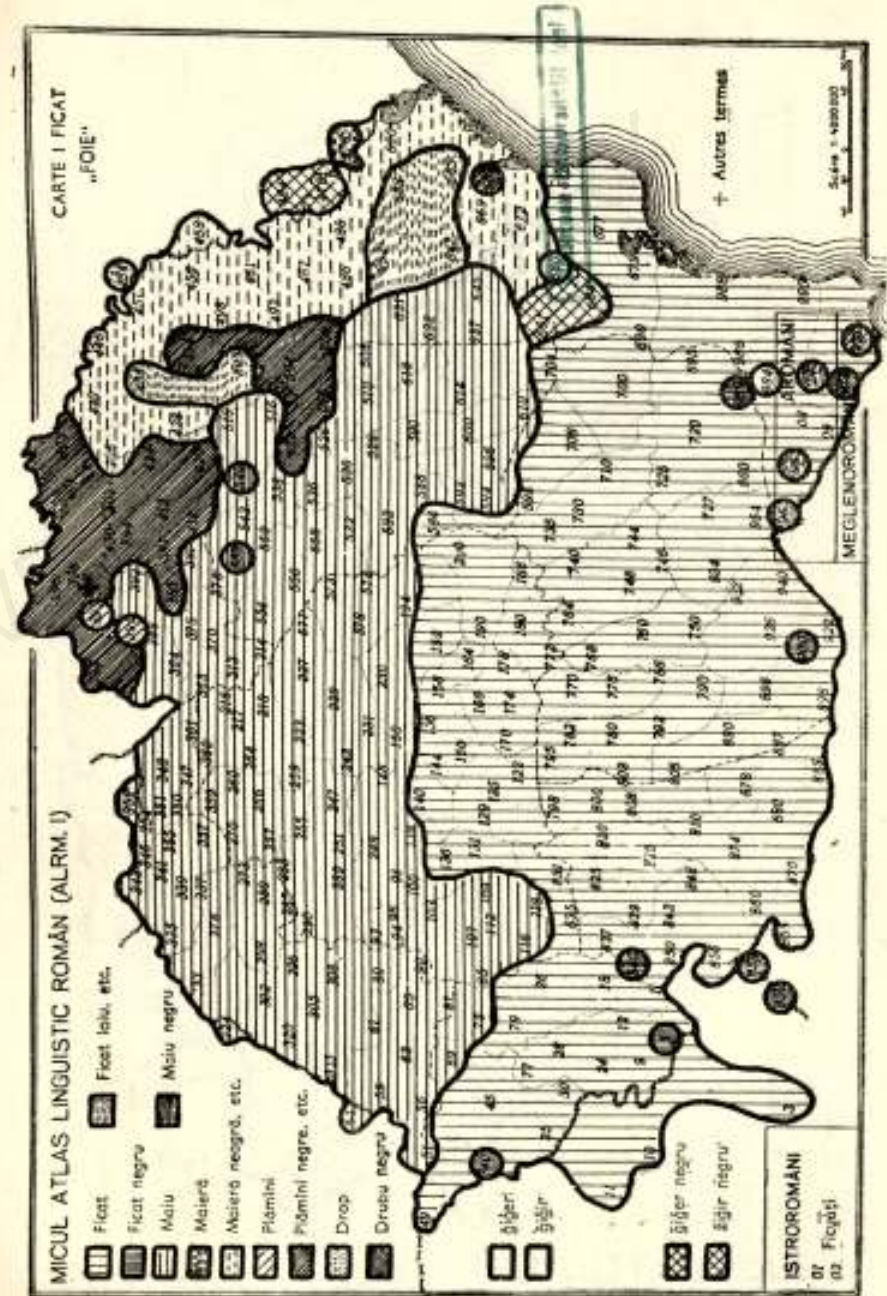
En slovaque *černa pečenka* désigne le foie, tandis que le pluriel *pečenka* a le sens de „genitalia“ (J. Jungmann, *Slovník česko-německý*, 55).

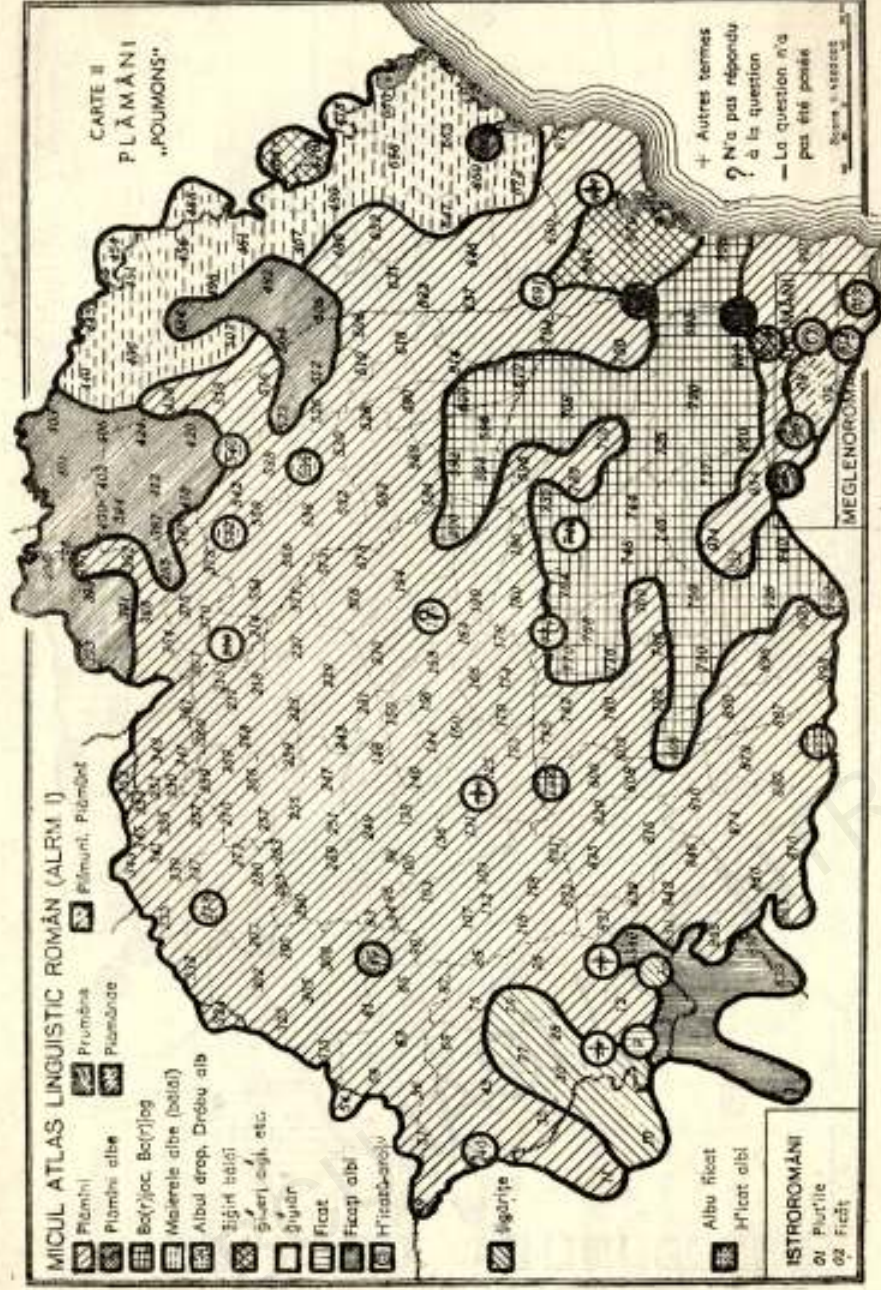
Le v.sl. *měxū* „outré“ est représenté en slovène par *mex* „peau, soufflet, cornemuse, sac, outre, vessie“, *mexár* „vessie, blague“, en tchèque par *měx* „sac, outre“, *měxírš* „bulle, vessie“ et en bulgare par *měx* „outré, vessie, peau, ventre“; au pluriel „poumons“ (Berneker, *SEW*, 46 s.; Gerov, *Rěčnik na blăgar. jaz.*, III, 103). Mentionnons aussi v. sl *isto*, v.bg. *istesa* pl. „les reins“, *istese* „testiculus“ (Berneker, l. c., 434).

Ajoutons, enfin, que la géographie linguistique confirme, elle aussi, l'explication de *bojoc* par *boş*. On voit en effet, sur notre carte III, que l'aire de *bojoc* est contenue dans celle de *boşit*, *boşorog*, *boşat*, etc. (dérivés de *boş*, *boaşă*).

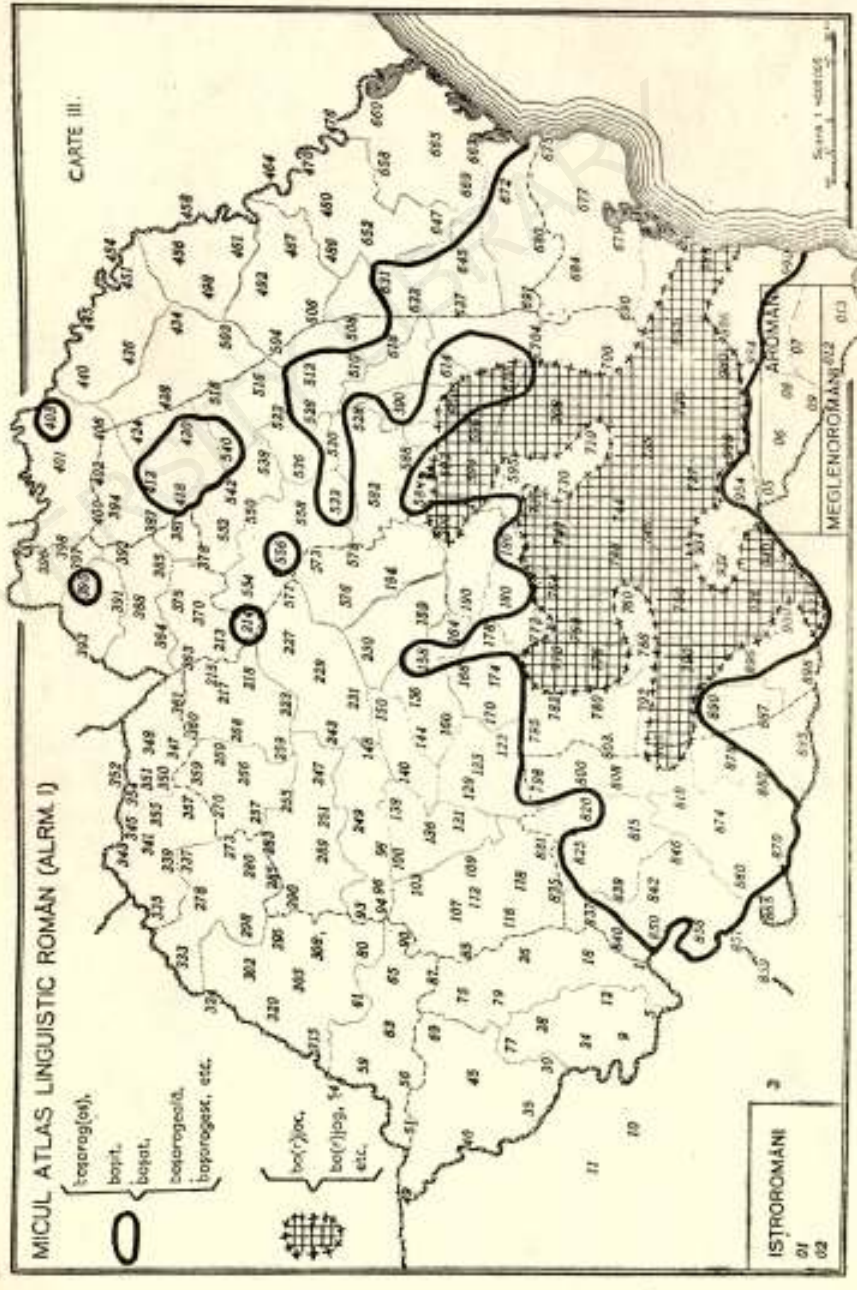
Il nous reste à examiner maintenant quelques dénominations isolées.

*Mămuntăje* a le sens général de „entrailles“. Ce terme a été donné à la place du terme propre. Cf. en ruthène *počka* „le rein“, au pluriel „entrailles“ et aussi le foie (*ALR*, I, c. 46).





Carte II.



Carte III.

*Burfă* (pl. *burfe*) „ventre”<sup>1</sup> a aussi le sens de „poumons” (v. *ALR*, I, c. 45). Le *DA* renvoie, pour ce mot, à *boarfă*. Mais ces deux termes sont différents.

*Burfă* „ventre, poumons” sera expliqué par le sl. *brjuxū*, *brjuxo* (cf. r. *brjuxo* „bas-ventre, ventre, par se”, Berncker, l. c., 95; cf. les dérivés *burhaie* „entrailles, intestins”, *burfănos* „ventru”: L. Costin, l. c., 66, *ALR*, II, c. 63; *borhănos*: *ALR*, II, l. c.). Pour *h* > *f*, cf. dr. *praf* < *prah*, *marfă* < *marhă*, etc. *Burfă* est donc une variante phonétique de \**burhă*.

*Bohîn* „foie” < ruth. *bohîn* „estomac”.

*Buohîrdă*, *bohîrta'nu* „poumons” (ne sont pas attestés dans le *DA*); l'origine de ces mots n'est pas encore éclaircie.

*Bohîrta'n* est formé à l'aide d'un augmentatif (cf. *băetan*, etc.), avec *d* > *t* sous l'influence de *burtă*, „ventre”, *burtican* „gros ventre”.

*Foî* „poumon” est une création métaphorique, les poumons ayant été comparés au soufflet; cf. en grec, *πλεύμων,-ονος* „poumon” et *πνεύμων* (cf. *πνέω*, *πνεύου* „souffler, respirer”).

Istr. *plu'tîle* „poumons” < s.-cr. *pluća* „poumons”.

En ce qui concerne l'ancienneté des termes que nous avons étudiés, *ficat* et *plămin* sont antérieurs aux autres termes. *Ficat* a cédé sa place à *mai*, qui est un terme de cuisine. *Bojoc*, terme expressif, a remplacé *plămin*. Enfin *maiere (albe)* „poumons” (à l'origine „foie”), attesté seulement en Bessarabie, s'est substitué à *plămin*.

\* \* \*

Arrivés au terme de notre étude, nous avons constaté, dans des langues différentes, une série de dénominations du foie et des poumons formées d'une manière analogue.

Ces dénominations sont données en fonction de la couleur, de la consistance, de la forme et du poids des organes qu'elles désignent (cf. Zauner, l. c., 491 s.). Ainsi port. *leves* „poumons” < lat. *levis* (*REW*<sup>2</sup>, 5004); Comerino (Marches)

<sup>1</sup> *Burfă* „ventre”: *ALR*, II, l. c., carte 58: *mă doare la inimă* „j'ai mal au coeur”; cf. aussi Pașca, *DR*, V, 323.

*lebbe* < \**levius* (REW<sup>3</sup>, 5006); fr. *mou* „poumons“ < lat. *mollis* (REW<sup>3</sup>, 5649); cf. aussi *foie dur* „foie“, *foie mou* „poumons“ (A. J. Verrier et R. Onillon, l. c., I, 396), *la pirre molle* „poumons“, *la pirre dure* „foie, rate“ (Id., l. c., II, 121); dans l'est de la France et en Suisse romande *dur*, *dir* (< lat. *durus*) a aussi le sens de „foie“; r. *lęghija*, ukr. *lėhke*, pol. *lekkie* < v.sl. *lęgākū* „léger“ (Berneker, l. c., 753-754); morav. *le'hké* (*l'ehkěj* „léger“), *l'ehčiny* „poumons“ (Bartoš, l. c., 180); anglais *lights* „poumons, mou“ (*light* „léger“).

Dans tous ces cas nous avons donc affaire à des procédés d'expression identiques.

Ces concordances ne peuvent pas s'expliquer par emprunt d'une langue à l'autre. Elles sont dues à l'„elementare Verwandtschaft“, qui relie entr'elles des langues de familles différentes, posée naguère par Hugo Schuchardt.

L'origine de ces dénominations repose sur un fait de la mentalité primitive: l'esprit de l'homme primitif est tourné vers le concret; c'est pourquoi il a soin d'exprimer le détail concret des objets (Lévy-Bruhl, *Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures*, Paris, 1928, p. 167 et 175).

B. CAZACU

## SLAVO-ROMANICA

### VI. SUR LE DACO-SLAVE

Le daco-slave a-t-il jamais existé parmi les langues slaves méridionales? Miklosich l'a cru. Ce groupe se serait développé en Dacie, à partir du VI<sup>e</sup> siècle; il serait représenté, de nos jours, par le parler des colonies slaves du sud de la Transylvanie établies notamment à Vințul de Jos, Cergăul-Mare (d. Alba) et Bungard (d. Sibiu)<sup>1</sup>.

Les recherches ultérieures n'ont pas confirmé l'opinion de Miklosich. Car elles ont démontré que ces colonies se sont établies en Transylvanie au XIII<sup>e</sup> siècle et que leur parler est du type bulgare de l'est<sup>2</sup>.

Il convient, cependant, de nous demander si le roumain ne possède pas des éléments slaves qui ne peuvent être expliqués ni par les langues slaves méridionales, ni par celles de l'est<sup>3</sup>. Dans l'affirmative, l'existence du groupe daco-slave constituerait une hypothèse de travail.

<sup>1</sup> Fr. Miklosich, *Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen*, Vienne, 1856 (*Denkschriften d. k. Akad. d. Wissenschaft. in Wien*, phil.-hist. Kl., Bd. VII); cf. Id., *Gesch. der Lautbezeichnung im Bulgarischen*, Vienne, 1883, p. 30 (o. c., Bd. XXXIV).

<sup>2</sup> Jireček, *A. sl. Ph.*, XX, 115 s.; Niederle, *Manuel de l'antiquité slave*, I, 113; Mușlea, *DR*, V, 1 s.

<sup>3</sup> Ce sont ces colonies slaves établies en Transylvanie qui, selon M. Cancel (*Termenii slavi de plug în dacoromânia*, Bucarest, 1921, v. notamment p. 35 s.), auraient donné au roumain les termes se rapportant à la charrue et à ses différentes parties (v. notre compte rendu critique dans *RLIR*, III, 223). Cf. Capidan, *Lg. et littérature*, I, 202.

Selon M. Reichenkron<sup>1</sup>, certaines cartes de l'*Atlas linguistique roumain* apporteraient la preuve de l'existence du daco-slave. En se fondant sur les matériaux publiés au t. I de cet *Atlas*, M. Reichenkron a délimité l'aire du daco-slave en Transylvanie, telle qu'on peut la reconstituer aujourd'hui: d. Someș, Mureș, Târnava-Mare, Sibiu, Huniedoara, Alba, Arad, Turda et Cluj (v. la carte, p. 144).

Quelles sont les raisons invoquées par M. Reichenkron pour justifier l'existence du groupe daco-slave, différent des langues slaves méridionales et de l'est?

M. Reichenkron se sert uniquement du témoignage de quelques cartes de l'*ALR*, I.

Examinons-les à notre tour.

Les cartes 115 et 116 de l'*ALR*, I sont consacrées aux dénominations de la rougeole et de la scarlatine<sup>2</sup>. Le terme *zapor* est connu en Transylvanie, sur une étendue qui dépasse de beaucoup la zone attribuée au daco-slave. M. Reichenkron (p. 160) explique ce terme par une forme reconstituée: daco-sl. \**zaporû*, en omettant de rappeler l'existence du terme bg. *zapor* „constipation“.

Passons à la carte 49: *mină* „main“. On trouve en Transylvanie, au point 85 de l'*ALR*, I (Lăpujul superior, d. Huniedoara) le terme *lăpucu la mină*. M. Reichenkron (l. c.) reconstitue un daco-slave \**lapa*, alors que le bg. *lapa* „Pfote, Tatze“ explique parfaitement le terme du roumain.

Carte 12: *chel* „chauve“. Quelques points de la Transylvanie donnent le terme *pleș*, d'autres *pleșug* (v. sl. *plěši* „calvitie“, *plěšivû* „chauve“). C'est un composé roumain à l'aide du suffixe *-ug*, d'origine slave, (cf. dr. *pilug*, *tăvălug*, *zvrhugă*, etc.), à savoir *-uga*, du serbo-croate (< v. sl. *-ugo-*, *-jugo-*, Vondrák, *Vergl. sl. Gr.*, I<sup>2</sup>, 629 s.), qui forme, entr'autres, des augmentatifs: s.-cr. *čvôruga* < *čvôr* „Knorren“, *bjělûg* „weisser Eb.:r“, *bjěluga*

<sup>1</sup> *Der rumänische Sprachatlas und seine Bedeutung für die Slavistik*, Zs. sl. Phil., XVII, 1940, p. 143 s.

<sup>2</sup> Réponses à une question indirecte. A noter que les sujets interrogés ne distinguent pas la rougeole de la scarlatine ou de la variole (carte 117) et que, le terme étant interdit par superstition, il y a eu des sujets qui ont évité de nommer la maladie par son nom.

„weisse Sau“, *bïo*, fém. *bijëla* „weiss“, etc. (Leskien, *Gr. d. serbo-kr. Spr.*, I, 276). M. Reichenkron (p. 161) n'hésite cependant pas à reconstruire un daco-slave \**plěšugû*, qui n'est nullement justifié.

Selon M. Reichenkron (l. c.), l'expression *moalele capului* (carte 5: *creștetul capului* „haut de la tête“) que l'on retrouve en Transylvanie, serait isolée dans cette province. Mais il n'en est rien, car l'expression est d'un usage courant dans la langue commune. M. Reichenkron rejette à tort l'explication de M. Pușcariu (< dr. *moale* „mou“), pour reconstruire un terme daco-slave \**moli*.

C'est sur des matériaux aussi fragiles que M. Reichenkron fait reposer l'existence du daco-slave, alors que l'on se serait attendu à la découverte de cas aberrants, dans le domaine de la phonétique, ou de faits de vocabulaire inexplicables par les langues slaves méridionales<sup>1</sup>.

Nous pensons avoir démontré qu'il n'était pas possible de suivre M. Reichenkron dans son raisonnement. Aussi bien, l'existence du groupe daco-slave, ressuscité pour une durée éphémère, n'est pas près d'être prouvée.

A. ROSETTI

<sup>1</sup> M. Reichenkron résout les problèmes les plus ardues de l'histoire du roumain sur le témoignage d'une seule carte de l'*ALR*, I (v. p. 153-154). (Rappelons, à ce sujet, que les raisonnements de Gilliéron étaient fondés sur l'ensemble des cartes de l'*ALF* et sur les matériaux qu'il avait recueillis lui-même au cours de ses enquêtes linguistiques.)

M. Reichenkron semble ignorer qu'il existe des mots voyageurs et qu'il n'est pas nécessaire de supposer qu'une population s'est déplacée pour expliquer la présence d'un terme, dans une localité quelconque. Ainsi, en se fondant sur le témoignage de la carte 17 de l'*ALR*, I: *pleoapă* „paupière“, M. Reichenkron affirme que le nord de la Valachie a été peuplé par des gens venus du sud de cette province (l. c.), alors que c'est précisément le contraire qui est vrai, car il est bien établi que le sud de la Valachie a été peuplé en grande partie au XIX<sup>e</sup> siècle par des gens venus de nord (v. notamment V. Mihăilescu, *Așezările omenești din câmpia română la mijlocul și la sfârșitul secolului al XIX-lea*, Bucarest, 1924; *Analele Acad. Rom.*, ser. 3. Mem. sect. ist., IV).

D'autre part, M. Reichenkron ne fait pas état du travail de ses devanciers. Ainsi, tout ce qui est dit sur *pleoapă* avait été déjà démontré par Ov. Densusianu (*GS*, I, 143 s.).

## LE RHOTACISME DANS LA RÉGION D'UGOCEA (dép. Satu-Mare)

La région d'Ugocea est située aux pieds des Carpathes Boisées, sur le cours supérieur de la Theiss.

Avant la réunion de la Transylvanie à la Roumanie, cette région formait un département dont la capitale était Seleş.

A la suite de l'annexion de la Transylvanie, ce territoire a été partagé entre la Tchécoslovaquie et la Roumanie. Les territoires situés à la gauche de la Theiss, restés à la Roumanie, ont été englobés dans le département Satu-Mare („plasa Ugocea“ comprend 15 villages).

En ma qualité de professeur au lycée roumain de Satu-Mare, j'ai participé aux enquêtes pour l'*Atlas linguistique roumain* et j'ai entrepris, pour mon propre compte, l'étude du folklore de cette région, qui a été, jusqu'à présent, négligée par les dialectologues et les folkloristes.

Mon enquête a duré 30 jours, et elle a été effectuée en avril, mai et juin 1940. L'enquête a porté sur le parler et le folklore des villages roumains suivants: Batarci, Bocicău, Comlăușa, Gherța-Marc, Gherța-Mică, Târnavă-Mare, Turț et Valea Sacă. (Les matériaux concernant le folklore de cette région seront publiés ultérieurement dans *Anuarul Arhivei de Folklor*, publ. par l'Académie Roumaine.)

Les parlers d'Ugocea présentent plus de ressemblances avec les parlers de la Țara Oașului qu'avec ceux du Maramureș. Ceci s'explique par des considérations d'ordre géographique et économique. En effet, cette région étant dépourvue de voies

directes de communication avec le Maramureș; gravite aujourd'hui vers la Țara Oașului et la région de Satu-Mare, tandis que jadis elle était liée à la plaine de la Theiss qui attirait les bergers roumains, lorsque l'élevage florissait dans cette région. Les gens d'Ugocea étaient alors en rapports suivis avec les villages roumains des environs de Debrecsen.

Je n'ai pas retrouvé, dans le parler des régions méridionales du département Satu-Mare, les formes *șerunt'e* et *irimă* (= *genunche* „genou“ et *inimă* „coeur“), qui sont attestées dans ces régions au XVI<sup>e</sup> siècle et de nos jours. Sans doute, elles ont été remplacées par les formes non-dissimilées, de la langue commune.

Au cours de mon enquête, j'ai enregistré une série de mots qui présentent le rhotacisme de l'-n-: *dumirecă* pour *duminecă* „dimanche“, *vîră* pour *vînă* „veine“, *tire* pour *tine* „toi“, etc. Le phénomène est en voie de régression, sous l'influence de la langue commune, qui ignore le rhotacisme; aussi, lorsque nous demandions à nos informateurs de répéter leur réponse, prononçaient-ils ces mots sans rhotacisme et ils ne convenaient pas de les avoir prononcés autrement, quelques minutes auparavant.

Ces constatations concordent avec celles des dialectologues qui ont fait des enquêtes dans des régions où un phénomène phonétique est en voie de disparition.

Mon attention étant mise de cette façon en éveil, j'ai fait le nécessaire pour que les formes à rhotacisme ne m'échappent pas.

Je donne ci-dessous des fragments de textes qui contiennent des mots à rhotacisme.

*mîre* pour *mine* „moi“:

O moarte ce ț-aș plâti

La *mîre* de n'ai viîti.

(Gherța Mică, Ignat Ion, 77 a.)

Nu te doare *irima*

Pe *mîre* a mă lăsa.

(Gherța Mică, Rus Anuță, 49 a.)

*vîre* pour *vine* „vient“ et *dumirecâ* pour *duminecâ* „dimanche“:

Mămucă, mămucă dragă,  
Vîri-ya dumireca,  
Încotro te-om tot cota,  
Nicăiri nu te-om afla.

(Gherța Mare, Coțan Anuță, 26 a.)

A la question: quand est-ce que l'on chante pour les morts, Sarca Marie (24 a.), de Gherța Mare, m'a répondu:

cîn îi năcăjlt omu, atunci îi vîru-n („il lui vient“) gînd, în cap tîlde.  
Atunci și multe cîn te doare *irima*.

*mîrile* pour *minile* „les mains“ (dans une formule d'incantation):

De-i țipată cu opt  
Tu-i țipa cu nouă  
Cu *mîrile* tale cu amîndouă.

(Gherța Mare, Coțan Marica, 70 a.)

*pure* pour *pune* „il (elle) met“:

Ș'apoi *pure* tortu *pîrd* la ziuă.

(Gherța Mică, Coțan Marica, 50 a.)

*ĕire* pour *ĕine* „qui“:

Da *ĕire* te-o învâjat, o zis Marțolea, vechină-ta?

(Gherța Mică, Coțan Marica, 50 a.)

*îire* pour *tine* „toi“:

Pămîntu iarba nu sacă  
*Irimioara* 'n tîne crapă  
Cum m'ai săruta odată.  
Iarba coasa o primę,  
*Irima* 'n *îire* să topę,  
Cum o ai lipt'i de-a mę.

(Gherța Mare, Sarcă Maria, 24 a.)

(A noter l'alternance de la forme non rhotacisée: *tine*, avec celle à rhotacisme, dans un voisinage immédiat; ainsi, coexistence de deux prononciations chez le même individu.)

*ĕîrd* pour *vînd* „veine“:

Carne cu carne  
Ciont cu ciont  
*Vîrd* cu *ĕîrd*  
Să s'adverie laolaltă.

(Valea Sacă, Chițaș Irincă, 68 a.)

*mîrat* pour *mînat* „chassé“:

Coșut o zis robd' nu pe aci din temniță, numai pe aciia care i-o *mîrat* de-acasă la lucru on șpan.

(Gherța Mare, Coțan Ion, 64 a.)

*ĕîrem* pour *ĕinem* „nous tenons“:

Bun îi lucru aiesta, di ce să-i *ĕîrem* acolo, margă și muncească ș'acciă.

(Gherța Mare, Coțan Ion, 64 a.)

*ura* pour *una* „une“:

Du-te *ura* două, întoarec blidile și sita pe dos.

(Gherța Mică, Coțan Marica, 50 a.)

Parmi les formes rhotacisées il faut mentionner aussi *pîrd* (= *pînd* „jusqu'à“):

El s'o spărêt di îe c'o văzut cu păr *pîrd* 'n pămînt... o femeie din sat mîi-o așrutat a toarțe și să punem torturi *pîrd* la ziuă.

(Les exemples que nous venons de donner sont tirés de plus de 500 textes oraux.)

Sous l'influence des parlars voisins, qui ne connaissent pas le rhotacisme, le phénomène est devenu de plus en plus rare. Dans tous les mots dans lesquels nous avons enregistré l'innovation, la voyelle qui précède l'-n- est nasalisée. La nasalisation apparaît aussi dans le suffixe -oiu (< -oîu): *păcorăroî,* *măsoaîe*, etc. (= *păcurăroiu*, *măsoaie* „nappe“). La région d'Ugocea sera donc groupée parmi les régions daco-roumaines à caractère archaïque. Cet état de choses s'explique par la situation périphérique de ce pays. La nasalisation est un phénomène que l'on retrouve aussi dans la Țara Oașului et dans le Maramureș. La tendance à éviter le rhotacisme est illustrée par les cas de fausse régression que nous avons enregistrés, tels *luceafân* et *amnioasă* (= *luceafâr*, *amioasă*) (cf. *punoiu*, pour *puroiu*, dans le nord de la Transylvanie, *ALRM*, I, c. 183).

Enfin, dans les cas suivants, la présence de l'r peut être due à la dissimilation consonantique: *arin* (= *arin*), *verin* (= *venin*), *verinos* (= *veninos*), *ĕerunt'e* (= *genunche*), *curund* (= *cunund*), *nîmurui* (= *nîmănuî*), *mărince* (= *mărince*). *Inimă* apparaît sous diverses formes: *irimă*, *iremă*, *irmă* (et les dérivés *irimucă*, *irmucă*, *irimioară*).

Dans une série de jeux de mots versifiés (tipuritori, chiuitori), un informateur âgé de 16 ans, du village Valea-Sacă (George Filip), a utilisé une vingtaine de fois la forme *irimă*, et une seule fois *irmă*.

Le même cas s'est répété pour l'informatrice Maria Buta (18 ans), de Tarna-Mare.

Des cas pareils prouvent que les formes sans rhotacisme commencent à pénétrer dans le parler des jeunes, sous l'influence de l'école et de la langue commune.

D'après l'*ALRM*, I, c. 63, 172 et 86, *irimă* (*irmă*) et *gerunchiu* recouvrent une aire étendue, dans le nord-ouest de la Transylvanie, qui descend au sud jusque près de Sibiu. On devrait donc s'attendre à ce que des formes dissimilées pareilles fussent signalées en Moldavie et en Basarabie, où il a été trouvé des vestiges du rhotacisme (pièces d'archives du XV<sup>e</sup> siècle et recherches dialectales entreprises de nos jours, v. Șandru, *BL*, I, 93).

A la lumière de ces constatations, les formes dissimilées que nous avons signalées sont des témoins de l'extension des faits de rhotacisme en daco-roumain.

Nous dirons, pour conclure, que, dorénavant, la région d'Ugocea devra être comptée parmi les régions du daco-roumain où le rhotacisme, jadis répandu, tend, de nos jours, à disparaître.

Craiova

V. SCURTU

## MÉLANGES

### NOTES D'ARGOT ROUMAIN

#### *blat*

Depuis quelques années ce terme d'argot roumain n'a cessé d'attirer la curiosité des chercheurs. Il a des valeurs multiples: „compagnon, associé, celui qui est de mêche, receleur, ou l'un ou l'autre; association“, etc.; le verbe *a blătui* signifie en outre „graisser la patte, convaincre“ (voir la mise au point de M. Graur, *BL*, VI, 140). Les tentatives d'en déceler l'étymologie sont demeurées infructueuses. Après avoir proposé d'y voir l'all. *Blatt* „feuille de métal“, M. Iordan (*Bul. Philippide*, II, 208) a cru ne devoir plus insister sur cette étymologie (*ibid.*, IV, 157). Récemment, M. Graur a signalé l'existence en russe du mot *blat* „pot de vin“, sans pousser plus loin ses recherches (*loc. cit.*).

En effet, le mot *blat* a eu en russe une fortune extraordinaire, bien qu'il semble y être d'importation relativement récente: il n'y est pas attesté avant le XX<sup>e</sup> siècle. Au début il était rigoureusement limité à l'argot des voleurs et signifiait „crime“ (de quelque nature qu'il soit); l'adjectif *blatnój*, pris substantivement, désignait „le malfaiteur, le criminel“; l'argot même des malfaiteurs était connu sous le nom de *blatnaja muzyka* (le dictionnaire de V. F. Trachtenberg, consacré à l'argot de la prison, porte précisément le titre de *Blatnaja muzyka*, St-Petersbourg, 1908). Après la révolution de 1917



quantité de mots argotiques ont déferlé sur le russe parlé et plusieurs d'entre eux s'y sont maintenus. C'est ainsi que *blat* et *blatnoj* figurent dans le Dictionnaire paraissant actuellement sous la rédaction de D. Ušakov, publication qui est censée enregistrer la langue commune (*Tolkovyj slovar' russkogo jazyka*, t. I, Moscou, 1935, col. 152). Le terme *blatnaja muzyka* est enregistré également par le *Dictionnaire russe-français* publié sous la direction de L. Ščerba, Moscou, 1936, p. 46.

Les termes cités, tout en étant largement répandus en URSS et connus de tout le monde, continuent à relever, ne fût-ce que par leur sens, de l'argot des malfaiteurs. Toutefois, dans une acception, le mot *blat* s'est déjà détaché de l'argot pour entrer dans le russe tout court, plus exactement dans la couche vulgaire de la langue parlée. Il s'agit de l'expression *po blātu* (dat. sing.) qui veut dire „de façon illégale“, employée surtout avec le verbe „obtenir“: *polučit' po blātu*. L'expression doit être tout à fait courante, puisque je l'ai entendue en 1939, à New-York, de la bouche d'une Américaine cultivée qui était allée faire un court séjour en URSS. Dans certains cas spéciaux *po blatu* peut signifier „à l'aide de pot de vin“ (cité par M. Graur, art. cité), mais ce sens est nettement secondaire et ne peut expliquer qu'une partie des acceptions roumaines du mot *blat*, par exemple, le verbe *a blătui* „graisser la patte“.

Cependant l'histoire du mot russe peut nous renseigner également sur celle du mot roumain. En effet, le russe semble avoir reçu le mot *blat* de l'argot polonais où l'on trouve: *blat* „receleur“, *blat być* „être d'accord“, *blatny* „appartenant au monde criminel“ (A. Landau, *Zur polnischen Gaunersprache*, *Archiv für slav. Philologie*, XXIV, 1902, p. 142-143; V. Straten, *Argo i argotizmy, Trudy Komissii po russkomu jazyku*, I, 1931, p. 134). Le terme polonais n'est d'ailleurs qu'un emprunt au yiddish où *blat* signifie „homme de confiance, celui qui est d'accord“ (A. Landau, *ibid.*). Cela nous amène plus près des acceptions roumaines, beaucoup plus que ne saurait le faire le rapprochement avec les termes russes.

Il faut donc voir dans le terme roumain un emprunt au yiddish *blat* auquel, plus tard, le succès du mot russe semble

avoir donné un regain d'actualité en même temps que quelques nuances nouvelles. Le milieu des voleurs est essentiellement international et les mots d'argot voyagent facilement.

Quant à l'étymologie du mot *blat* elle n'est pas moins claire: c'est l'allemand *platt*, un terme d'argot. Kluge (*Rotwelsch*, Strasbourg, 1901, p. 406) l'a repéré dans le livre de R. Fröhlich, *Die gefährlichen Klassen Wiens* (1851) et il le traduit par „vertraut, auf freundschaftlichem Fuss“. Le terme figure également, avec le même sens, dans le *Wörterbuch der Diebes-, Gauner- oder Kochemersprache, zusammengestellt vom Central-Evidenz-Bureau der Polizei-Direktion in Wien*, 1854.

Enfin, il nous reste à savoir comment l'allemand commun *platt* „plat“ a-t-il abouti, dans l'argot, au sens de „confident, amical“. Nous le comprendrons en songeant que *platt* pouvait avoir, il n'y a pas très longtemps encore, aussi le sens de „net, clair, franc“: cf. *platte Wirklichkeit* (Goethe); *platterdings* „absolument, complètement“; *platt herausagen* „dire franchement, sans détours“, etc. Le nom de *Plattdeutsch* „bas-allemand“ lui-même n'avait primitivement d'autre valeur que celle d'„allemand commun, clair“. Plus tard, l'équivalence des termes *Plattdeutsch* et *Niederdeutsch* a fait comprendre le premier comme „l'allemand de la plaine“ en opposition à *Oberdeutsch* „l'allemand des montagnes“. Mais c'est là une évolution secondaire.

#### *șase, șest, zece*

M. Graur (*BL*, VI, 171) a eu entièrement raison de voir dans l'argotique *șase* „prends garde“ le nombre „six“ et dans son synonyme *zece* l'allemand *sechs*.

Quant à *șest* „prends garde“, pour lequel M. Jordan suppose une origine onomatopéique en partant de *șest!* (*Bul. Philippide*, II, 212; IV, 194), n'est-il pas, tout simplement, le russe *šest'* „six“? Cela est d'autant plus probable que dans l'argot des voleurs russes, tout comme dans celui de leurs collègues roumains, non seulement le nombre „six“ sert de signe d'avertissement („prends garde“), mais encore il y apparaît

sous une double forme: russe (*šest'*) et allemande (*seks*). La raison de cet emploi (on trouve en russe également, avec la même valeur, les nombres „vingt-six“ et „trente-six“) n'est pas plus claire que celle du français „vingt-deux“. Straten (art. cité, p. 133) croit y voir une allusion aux six galons des surveillants de prison en Russie, mais rien n'est moins sûr.

Clermont-Ferrand

B.-O. UNBEGAUN

#### ROMANISCHES „VÖLKERTUM“ SPRACHWISSENSCHAFTLICH GESEHEN

E. Glässer hat kürzlich (*Geistige Arbeit*, Berlin, 8, 1941, Nr. 14 und 19) in zwei Aufsätzen — *Romania, der Inbegriff eines Völkertums* und *Romanische Völkertumsstufungen in Geschichte und Gegenwart* — die These eines „romanischen Völkertums“ aufgestellt, und seine widerspruchsvollen Darlegungen berühren viele ungeklärte Probleme, die das Interesse der Sprachwissenschaft, der Romanistik und der Geschichtswissenschaft in gleichem Masse verdienen. An dieser Stelle sollen — in der Hoffnung auf weitere Klarstellungen — einige Feststellungen vom Standpunkte der Sprachwissenschaft aus gemacht werden, zumal das Rumänische verschiedentlich von Glässer herangezogen wird.

Vor allem sind die Begriffe zu klären: Glässer (14, 1, c) gibt eine Anwendung der sprachwissenschaftlichen Volksforschung, die mit Stegmann von Pritzwald dahin umschrieben wird, dass sie „daran interessiert ist, im Einzelnen zu erfahren, bis zu welchem Grade die Sprache die Volkszugehörigkeit bestimmt“. An dieser Begriffsbestimmung ist nichts auszusetzen, insofern sie das Verhältnis von Sprache und Volkszugehörigkeit als problematisch, als Aufgabe ansieht.

„Der Begriff der Romania ist der Inbegriff eines Völkertums“ (14, 3, a), und dieser von Hellpach geprägte Begriff meint auch für Glässer „ein Wesen oder ein Gebilde, das über das Volkstum u. dgl. insofern hinausgeht, als es die Möglichkeit einer höheren Vereinheitlichung zu rassenähnlicher Gemeinsamkeit in sich birgt. Das Völkertum kann dem Volkstum, oder

der Ausgliederung in eine Vielheit von Volkstümern vorangehen, aber es kann auch aus der Auflösung von Volkstümern hervorgehen oder die Bildung von Volkstümern weiterhin begleiten“ (14, 3, a). Die Einführung des Begriffes „Völkertum“ setzt also — wie übrigens auch die gesamten Ausführungen Glässers — das Verhältnis von Sprache und Volk als schon gelöst voraus und schlägt die Brücke zur modernen Rassenlehre.

Wir können nicht der Frage nachgehen, wie Hellpach sich die Verknüpfung des biologischen Rassenbegriffes mit dem seit Schleichers Zeiten nicht mehr biologisch zu fassenden Begriff der Sprache denkt, aber wir müssen uns bemühen, Klarheit über Glässers Verbindung von Sprache und Rasse zu schaffen. Am Schlusse des zweiten Aufsatzes (19, 2, b) wird über „den Rassengedanken iberolateinischer Prägung“ gesprochen, der „mit einem blutgebundenen Rassentum germanischer Auffassung wenig gemein hat“. Glässer setzt hier spanisch *raza* mit *Völkertum* gleich, jedoch findet sich keine Aufklärung darüber, was er eigentlich unter Rasse versteht — sogar die „iberische Völkertumsgesinnung der Portugiesen scheint sich etwas anders (d. h. als die spanische) darzustellen“ — zumal er häufiger von „ethnisch“ redet.

Er beginnt (14, 1, c) mit der in der Antike ähnlich üblichen Gegenüberstellung von Romania und Barbaren, erwähnt dann (14, 2 c), dass „ein bedeutsames ethnographisches Kriterium mit für die lateinische Durchsetzung des Balkanraumes in die Rechnung gesetzt werden muss“, und zwar mit der merkwürdigen Begründung, weil trotz des Absterbens der lateinischen Tradition im Namen *Ῥωμαῖος Römer* das romanische Erbe fortlebe, und weiterhin spricht er von „Hirtensippen romanischer Abkunft“. Hier (14, 2, c) bei der Rumänenfrage rät er jedoch zur Vorsicht „hinsichtlich der ethnischen Bestimmung“, gibt (14, 3, a) die Möglichkeit zu, „höchst wahrscheinlich in ethnischer Hinsicht Angehörige verschiedener Nationalität... zu erkennen“, um schliesslich noch zwei weitere Begriffe — politisch und völkisch — damit zu verbinden. Die Romania gilt (14, 3, a) als ein „vom lateinischen Sprach- und

Machtgedanken in ein ethnisch-politisches Gebilde (auch „Übergangsgebilde“ genannt) zusammengefasstes Menschentum“, und das Alpenromanische oder Katalanische kann merkwürdigerweise gerade deshalb nicht als Sprache einer „Minderheiten- oder völkischen Splitter-Gruppe“ angesprochen werden, weil sie beide eine „kräftige Sondergesinnung entwickeln“ (14, 3, b).

Aber auch abgesehen von der Rumänenfrage wird die Geltung des ethnischen Kriteriums eingeschränkt. Glässer verzeichnet ohne Polemik, dass die Untersuchung Friedrich Schürrs „in das Ergebnis mündet, dass die Gliederung der italienischen Mundarten nicht (gesperrt von Glässer) ein vornehmlich ethnisches Problem darstelle“ (19, 1 b). All dies hindert jedoch in keiner Weise, die Behauptung aufzustellen, dass die „Völkertumsstufungen“, die „eine ethno-politische Rolle zu spielen vermögen“, durch die Entwicklung der romanischen Sprachen aufgewiesen werden (19, 1, c).

Eine ganz besondere Färbung erhält das Ganze nun noch dadurch, dass als zweiter zentraler Begriff die „Gesinnung“ eingeführt wird. Auch dieser Begriff ist bei Glässer innerlich widerspruchsvoll — selbst wenn man von nur propagandistisch zu wertenden Sentenzen wie zum Beispiel: „reichseinheitliches Latein als stellvertretende Form der grossrömischen Raumesinnung“ (14, 3, b), „Drang nach gesinnungsmässiger und räumlicher Neuordnung“ der alpenromanischen oder katalanischen Sprachgesinnung (14, 3, b) ganz absieht. Es bleibt dennoch bestehen, dass Glässer bei diesem Terminus an drei verschiedene Dinge denkt. Einmal meint er damit „nationalpolitische Gesinnungsgeschichte“ im üblichen Sinne (z. B. 14, 1, a), zumal wenn er abfällige Bemerkungen Fichtes über die Franzosen und das Französische mit seinem Thema zu verbinden sucht. Andererseits ist die Geschichte gegenseitiger sprachlicher Beeinflussungen „Gesinnungsgeschichte“ (19, 1, a), und drittens ist überhaupt der Sprachwandel gesinnungsbedingt (19, 1, b).

Hier erhebt sich ein echtes Problem. Es ist eine durchaus begrüssenswerte Anregung, wenn sprachlicher Einfluss und

Sprachwandel an und für sich untersucht werden sollen. Man hofft dabei auf eine Weiterführung des Humboldtschen Begriffes der „inneren Sprachform“, den die sogenannten „Neuroromaniker“ in der Sprachwissenschaft wieder aufgriffen, und es wird der Gedanke nahegelegt, dass der Verfasser sich die Frage zu beantworten suche, worin denn eigentlich der Sprachinfluss und dann weiterhin die wirklich wesentlichen Gemeinsamkeiten der romanischen Sprachen unter sich bestehen, die sie von anderen Sprachfamilien abheben. Es ist ein guter Gedanke, die „Gesinnung“ zu fassen zu suchen, die „romanischer“ Ausdrucksweise zugrunde liegt.

Aber der Begriff wird sofort wieder entwertet, indem auch rein lautlichen Erscheinungen (z. B. der Assibilation der Zischlaute (19, 1 b)) „gesinnungsgeschichtliche“ Bedeutung zugemessen wird, ohne die Erscheinung zu erklären. Man mag über den Lautwandel denken, wie man will, man wird auf jeden Fall auch im ersten sprechenden Individuum nur einen geringen Grad von Bewusstheit des Wandels annehmen können. In der Satzform und vor allem in der Art der Bilder, die in den sprachüblichen Wörtern vorliegen, vermag man ursprünglich zugrunde liegende „Gesinnung“ aufzuspüren, und vielleicht gelingt es, durch derartige Betrachtung neue Einblicke auch in die Untergliederung von Sprachfamilien wie die romanische zu gewinnen. Was aber ist mit einer so schwer fassbaren lautlichen Erscheinung anzufangen, wie z. B. der Pluralbildung auf *-s* in der westlichen Romania, auf *-i* in der östlichen (einschliesslich Italiens)? Wenn Glässer hier (19, 1 b) „tiefengeschichtliche“ Völkertumsstufungen vorliegen sieht, so ist dies eine nicht einmal verhüllte Vorwegnahme des zu Beweisenden als schon bewiesen.

Und schliesslich kreisen Glässers Ausführungen noch um den Begriff des romanischen „Grenzraums“ (z. B. 19, 1, c). Romanisches Völkertum sei dort lebendig, wo die Romania im Grenzkampf stehe, und zwar bezieht sich diese Behauptung sichtlich nicht nur auf das Angrenzen romanischer Sprachen an nicht-romanische, sondern auch auf die Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen romanischen Einzelsprachen. Sachlich ist damit nicht mehr gesagt, als die nie bestrittene

Tatsache, dass an den Grenzen eines als einheitlich gedachten Sprachgebietes Erscheinungen auftreten können, die die Zugehörigkeit zu der betreffenden Sprache oder dem Dialekt in Frage stellen. Eine innere Verbindung zu „Gesinnung“ und „Volk“ im Glässerschen unklaren Sinne — denn es wird nie eindeutig gesagt, ob das Volk als biologische oder kulturelle Einheit aufgefasst wird — findet sich überhaupt nicht.

So zerfliessen die Ausführungen Glässers in eine Unzahl widerspruchsvoller und teilweise auch falscher Einzelheiten. Dabei finden sich alle wesentlichen Tatsachen, die Glässer hätte berücksichtigen müssen, in der klaren und anspruchslosen Übersicht schon verzeichnet, die Harri Meier in „*Romanische Sprachen und romanische Nationen*“ einige Monate früher in derselben Zeitschrift (*Geistige Arbeit*, 8, 1941, Nr. 4, p. 5) gibt. Meier stellt sich die Frage — die zugleich eine notwendige Vorfrage ist, ehe man an Glässers sprachlich bedingtes „Völkertum“ herangehen kann — ob die romanischen Sprachen als Grundlage und Ursache für die „Entstehung der romanischen Völker“ (5, b) angesehen werden können, und er kommt zu dem einleuchtenden Ergebnis, dass „die Formen, in denen sich das Verhältnis der Sprache und Nation darstellt“ (5 c), vielfältig sind.

Enklaven nichtromanischer Sprachen spielen eine stetig abnehmende Rolle (Griechisch in Süditalien), gehen mit administrativer Selbständigkeit parallel (Baskisch), oder werden politisch bekämpft (Massnahmen der südamerikanischen Staaten gegen ausländisches Schulwesen).

Romanische Sprachen als Minderheitensprachen haben für das Französische Canadas zu sprachpolitischen Bewegungen („Auslandsfranzosentum“) geführt, für das Spanische in den Südstaaten der Union nicht.

Dieselben Möglichkeiten liegen für den Fall vor, dass eine romanische Sprache mit einer anderen romanischen konkurriert: die italomantische Mundart des französischen Corsika lehnt sich an das Italienische an, das Galizische in Nordspanien ist von dem ihm am nächsten verwandten Portugiesischen her sprachpolitisch nicht beeinflusst worden.

Die Tatsache, dass eine solche Sprache einmal der Träger einer reichen Literatur war, ändert nichts an diesen beiden Möglichkeiten — auf das Provenzalische beruft man sich nicht zur Begründung eines nationalen Separatismus, wohl aber auf das Katalanische.

Ferner können sprachliche Homogenität mit nationaler Trennung einhergehen (das Spanische in Spanien und in Amerika), und schliesslich können verschiedene romanische — und nichtromanische — Sprachen in ein und demselben Nationalverband gleichwertig nebeneinander bestehen (vor allem in der Schweiz).

Sprache und Nation stehen also in den verschiedensten Beziehungen zu einander. Die Untersuchung der Frage, ob denn die Formung des „Volksgestes“ von der Sprache her fassbar ist, und ob man gar übergreifende Einheitlichkeit, wie sie der Begriff „Völkertum“ postuliert, sprachwissenschaftlich behandeln kann, muss also von einem anderen Gesichtspunkt ausgehen.

Der Begriff „romanische Sprache“ muss genauer geklärt werden, als es bislang geschehen ist. Als einzig gangbaren Weg sehe ich den Versuch an, die Kulturverwandtschaft der Sprachen zu untersuchen — man darf nicht bei den Kriterien der genetischen Verwandtschaft, Ableitung aus dem Lateinischen, stehen bleiben. Freilich fehlt vorläufig eine gesicherte Methode. Es ist in den letzten Jahren vielfach über die Einwirkung der Substratsprachen geredet worden, die wir kaum kennen. Daher müsste die Untersuchung über deren Einwirkung erst einmal zurückgestellt werden, bis wir aus der Untersuchung von leichter zugänglichen Dingen eine gesicherte Methode erarbeitet haben.

Für die meisten romanischen Sprachen wäre vor allem die Einwirkung des Lateins der Kirche und der Wissenschaft im gesamten Verlaufe des Mittelalters und auch späterhin in die Rechnung zu stellen, für das Rumänische wäre zu klären, inwiefern sich die hier vorliegende Beeinflussung durch das Kirchenslavische im Gesamtcharakter der Sprache auswirkt. Dass eine solche Untersuchung auf grosse Schwierigkeiten

stösst, ergibt sich erstens einmal aus der noch fehlenden Übereinstimmung in der Frage, was für den Gesamtcharakter der Sprache wesentlich ist und was nicht. Dabei ergibt sich dann sogleich die zweite Schwierigkeit: im Rumänischen z. B. gibt es weit stärker empfundene stilistische Unterschiede zwischen dem Ausdrücke ein und desselben Gedankens — je nach dem, ob man ihn in slavisches Wortmaterial kleidet oder auf (französische, italienische und lateinische) Neologismen zurückgreift — als z. B. im Französischen. Die Frage der verschiedenen Sprachstile harret aber noch der Lösung.

Ferner dürfte eine solche Untersuchung auch nicht an der Frage vorübergehen, inwieweit durch den gemeinsamen Einfluss des Lateinischen auf die westlichen romanischen Sprachen, auf das Deutsche und besonders das Englische, aber auch auf die westslavischen Sprachen und auf das Ungarische, eine Kulturverwandtschaft aller westeuropäischen Sprachen hervorgerufen wurde, an der das Rumänische aus zwei Gründen ebenfalls teilnehmen könnte — einmal auf Grund seiner leichten Aufnahme der Neologismen, dann aber auf Grund der Tatsache, dass die innere Form des Kirchenslavischen von demselben Griechisch her beeinflusst sein kann, das wesentliche Züge des späteren Lateins bestimmt hat. Aus dieser kulturellen Gesamtgemeinschaft von Sprachen müsste dann das herausgehoben werden, was als speziell Romanisches sich den anderen Sprachen gegenüber abhebt.

Und unübersehbar gross werden die Schwierigkeiten, wenn man bedenkt, dass auch romanische Grenzsprachen, wie z. B. die von Schuchardt behandelten romano-slavischen und romano-germanischen Mischdialekte nicht ausser Acht bleiben dürfen. Aber vielleicht sind diese Grenzfälle sogar geeignet, eine mögliche Methode erarbeiten zu lassen. An ihnen lässt sich vielleicht am leichtesten eindeutig angeben, was als „romanisch“ zu gelten hat, wenn man die Sprache tiefergehend betrachtet, als lediglich nach ihrer Laut- und Formenlehre hin.

EUGEN SEIDEL

## CLASSIFICATION DES VOYELLES ROUMAINES

Afin de compléter nos recherches publiées ici-même (V, 200), nous proposons de modifier de la manière suivante notre tableau des voyelles roumaines:

TABLEAU DES VOYELLES ROUMAINES

	antérieure (non-labiale)		médiale (non-labiale)		postérieure (labiale)		
Fermée	<i>i</i>						1
			<i>î</i>				2
mi-fermée		<i>e</i>					3
					<i>u</i>		4
				<i>ă</i>			5
						<i>o</i>	6
ouverte			<i>a</i>				
	1	2	3	4	5	6	

Les chiffres en bas du tableau indiquent le degré antérieur, médial ou postérieur de la voyelle; ceux de la colonne de droite indiquent le degré d'ouverture ou de fermeture des voyelles.

A. ROSETTI

DER GEGENWÄRTIGE STAND DER RUMÄNISCHEN UND  
ALLGEMEINEN ARTIKELPROBLEME

Es vergeht kaum ein Jahr, ohne dass eine neue Äusserung über den rumänischen Artikel erscheint. Dieses rege Interesse, so begrüssenswert es im Interesse der Wissenschaft im allgemeinen ist, stellt sich jedoch als weniger fruchtbar dadurch dar, dass die sich äussernden Gelehrten einerseits meist nur ein Teilproblem behandeln, und dass andererseits häufig keine Stellung zu der bereits vorhandenen Literatur über das Problem genommen wird.

Den Stand der verschiedenen Artikelfragen kann man, wie ich glaube, wohl so zusammenfassen: Vor allem interessiert die Postposition des Artikels, wo zur Diskussion steht — oder vielleicht darf man doch schon sagen: stand — ob diese Nachstellung im Rumänischen wirklich auf einem „balkanischen“ oder gar mongolischen Substrat beruhe, oder ob sie nicht aus lateinisch-romanischen Sprachmitteln allein zu erklären sei. Zu dieser letzteren Anschauung bekennen sich heute alle Forscher, und die Ausnahme, die R. Paul (*Flexiunea nominală internă în limba română*, Bukarest 1932, p. 45) mit seiner Annahme eines thrakischen Substrates darstellt, bestätigt nur die Regel.

Zu meinen Ausführungen (*BL*, 8, 1940, 179) habe ich noch nachzutragen, dass K. Jaberg (*Deutsche Literaturz.*, 61, 1940, Heft 51/52) ein vorsichtiges und nicht vorbehaltfreies Referat über die Theorie Gamillschegs gegeben hat und dass ich die Ausführungen Lerchs insofern missverstanden habe, als seine Behauptung, die Gamillschegsche Gelenkspartikel sei noch Demonstrativum, nicht vom aktuellen Sprachgefühl aus gemeint ist, sondern vom Lateinischen her.

Wenn über die Herleitung des rumänischen Artikels aus dem Vulgärlateinisch-Romanischen also Einmütigkeit herrscht, so lässt sich nicht das Gleiche über die Art und Weise seiner Entstehung, nicht einmal über das Etymon des oder — genauer gesagt — der rumänischen Artikel sagen. Es stehen sich hier als Extreme vor allem zwei Auffassungen gegenüber, nämlich die Herleitung aus dem lateinischen Demonstrativ *ille* und

die aus der lateinischen Präposition *ad* (für die rumänischen Artikelformen *al, a, ai, ale*.)

Des weiteren stehen im Mittelpunkt des Interesses Einzelfragen der Syntax und der Lautlehre der rumänischen Artikelformen. So wird zum Beispiel behandelt die Frage, weshalb das auslautende *-l* in *-ul* verstummt ist, während es in den proklitischen Formen *cel* und *al* erhalten blieb (I. Bacinschi, in *Festschrift I. Nistor*, Czernowitz, 1937, der in dem Schwund albanischen Einfluss sieht), und vor allem finden sich vielfältige Bemühungen um die Erklärung gewisser syntaktischer Besonderheiten: zum Beispiel der durchgängige Gebrauch der artikelhaften femininen Ortsnamen (Weigand, *ZONF*, 3, 155, der hier keinen Artikel sondern ein „balkanisches Ortssuffix *-a*“ erkennt) und der besondere Artikelgebrauch bei Personennamen, wo wieder wie bei den Ortsnamen das Geschlecht des Substantivs Einfluss auf den Gebrauch nimmt (über den Artikelgebrauch bei maskulinen Personennamen cf. zum Beispiel E. Petrovici, *DR*, 5, 579 und dagegen I. Bărbulescu, *Arhiva*, 43, 81).

In diesem Zusammenhang ist auch der Aufsatz von Al. Procopovici über die Probleme des Artikels beim Vokativ (*Articol și vocativ*, *DR*, 10, 1, 1941, 8) zu erwähnen, in dem mit Recht Nachdruck auf die Tatsache gelegt wird, dass scheinbar artikelhafte Vokative den Artikel tatsächlich gar nicht enthalten, denn der Artikel wird nicht als solcher empfunden, und dass umgekehrt auch — historisch gesehen — artikellose Formen als artikelhafte aufgefasst werden.

Der Versuch, die Funktion des Artikels beim Vokativ zu erklären (frz. *écoute la belle!*, dtsh. *guten Tag, der Herr!*), schliesst sich an die Ausführungen Pușcariu über das Problem an. Stellung hierzu kann erst dann genommen werden, wenn wenigstens der syntaktische Wert der verschiedenen rumänischen Vokativformen feststeht. Vorläufig stehen sich die Anschauungen Graurs (*Romania*, 52, 1926) und die von Procopovici (p. 24) gegenüber.

Derartige Untersuchungen vergeuden Mühe und manchmal auch Scharfsinn auf Probleme, die ihre restlose Deutung nur

innerhalb einer Gesamtschau über alle Artikelprobleme finden können. Sowohl die Erklärung der Genese wie auch ganz besonders der einzelnen Gebrauchsweisen der Artikel kann erfolgreich erst dann unternommen werden, wenn das Gesamtsystem der Artikel in einer gegebenen Sprache vorliegt. Dazu bedarf es einer möglichst erschöpfenden Übersicht über die historische Entwicklung der Artikel innerhalb möglichst vieler, zum mindesten innerhalb der primär interessierenden Sprache. Solche Untersuchungen fehlen für das Rumänische noch völlig, und sie können auch nicht vorgenommen werden, ehe nicht das synchronische System des Artikels restlos geklärt ist.

In dieser Hinsicht liegen zwei Versuche vor: ein völlig verfehelter von R. Paul in seinem bereits erwähnten Buche (cf. zum Beispiel *BL*, 8, 1940, 10 und A. Graur, *BL*, 1, 113 ff.) und ein zweiter von mir (*BL*, 8, 1940, 5), über den mir noch keine eigentliche Stellungnahme bekannt geworden ist.

Nur soviel wäre eigentlich über den Stand des Artikelproblems im Rumänischen zu sagen. Ich glaube aber diesen Bericht noch nach zwei Seiten hin fortsetzen zu sollen, obwohl die kriegsbedingten Verkehrsverhältnisse in keiner Weise erlauben, sich einigermaßen vollständiges Material zu verschaffen. Ich will einerseits über Friedrich Schürrs Wiederaufnahme der Frage nach der Etymologie von *al* berichten (*Romanische Forschungen*, 55, 1941, 134), andererseits über die Theorie der englischen Artikel von Paul Christophersen (*The Articles, a study of their theory and use in English*, Copenhagen-London, 1939) sowie über die Untersuchung E. Lerchs: *Zum Gebrauch des Artikels, namentlich beim Abstraktion*, *ZRPh.*, 61, 1941, 225), zumal beide Gelehrte prinzipiell zum Artikelproblem Stellung nehmen.

Schürrs These besteht kurz zusammengefasst darin, dass der nachgestellte rumänische Artikel auf dem nachgestellten lateinischen *ille* beruht, das seinen demonstrativen Wert viel länger erhalten konnte, als das vorangehende und schwachtonige *ille*. Hiermit befindet sich Schürrr mit allen übrigen Forschern in Übereinstimmung, eine Abweichung ergibt sich erst daraus, dass Schürrr dem Erklärungsversuch Puşcariu

für das vorangehende und schwachtonige *ille* kritisch gegenübersteht. Puşcariu hatte die Erklärung von Rosetti und Graur übernommen und angenommen (*ZRPh.*, 57, 1937, 254), dass proklitische *illa* (fem.) im Rumänischen *a* ergebe, und dass es in dieser Form mit der Präposition *ad* zusammenfalle, die consensu communi ebenfalls die rumänische Form *a* ergibt. Schürrr lehnt diese lautliche Herleitung ab und meint, der proklitische feminine Artikel *illa* müsse genau wie das tonlose Objektspronomen *illa* unter Velarisierung *o* ergeben, zumal auch der maskuline proklitische Artikel *illum* und das Objektspronomen *illum* (altrumänisch *lu*, nach Tiktin, *E. B.*, § 214) parallele Entwicklung zeigen.

Auch für Schürrr ist *ad* (> rumänisch *a*) mit *illa* (> rumänisch *a*) zusammengefallen, aber es handelt sich für ihn um enklitische *illa*. Ausser auf lautliche Argumente beruft er sich noch auf die logische Erwägung, dass bei *un fiu al regelui (al mamei) al* sich doch zurück auf *fiu* beziehe, nicht auf den Genitiv, und fernerhin glaubt er auch in dem dialektischen *a* für alle Zahlen und Geschlechter des „proklitischen Artikels“, das er mit Puşcariu als Fortsetzung der lateinischen Präposition *ad* ansieht, eine Stütze zu finden.

Auf diese Argumentierung ist zu erwidern, dass allen lautlichen Ableitungen keine besondere Beweiskraft innewohnt, wenn es sich um eine angenommene besondere Lautentwicklung handelt, für die sich keine zahlreichen Parallelfälle nachweisen lassen. Wie die Dinge liegen, ist es schwer, zu Graurs und Rosettis Ableitung (*BL*, 4, 1936, 48) im Sinne Schürrs Stellung zu nehmen, denn deren Darlegungen finden eine Stütze in syntaktischen Gebrauchsweisen des heutigen Rumänisch (cf. *Romania*, 55, 1929, 475 ff. und *BL*, 5, 1937, 204). Schürrr hätte auf dieses Argument — ursprüngliche Beziehung des Artikels proklitisch auf das Adjektiv, nicht enklitisch auf das Substantiv — eingehen müssen (cf. auch *BL*, 8, 1940, 34), seine Ablehnung der Herleitung wäre dann vielleicht weniger apodiktisch ausgefallen.

Was seine eigenen Stützungsargumente betrifft, so ist zu sagen, dass aus einer heutigen Gebrauchsweise — grammatische

Übereinstimmung und Rückbezug auf das vorhergehende Wort — nichts für die Genese der Form zu entnehmen ist, da *al* ja auch noch andere Funktionen besitzt (cf. *BL*, 8, 1940, 12 ff.). Daher glaube ich feststellen zu müssen, dass über die Etymologie von *al* sich nichts Genaueres deduzieren lässt, als was Tiktin im Wörterbuch (p. 39) sagt — *al* beruht auf *illum*, und „in mold. *a* für alle vier Formen scheint sich die Präposition *a* = *ad* eingemischt zu haben“. Ob es sich um die proklitische Form *ille* handelt, wie Tiktin, Graur, Rosetti und Puşcariu u. a. annehmen, oder um die enklitische, wird sich nie restlos klären lassen.

Lerch nimmt in seinem bereits erwähnten Aufsätze zu der anlässlich einer Besprechung Gamillschegs (*ZfSL*, 63, 1940, 486) entstandenen Kontroverse zwischen Wartburg und Gamillscheg über die Funktion des Artikels Stellung. Die These Gamillschegs geht dahin, dass der Gebrauch des bestimmten Artikels dann eintritt, wenn die Vorstellung des Begriffes bei dem Hörenden schon früher erweckt wurde, der bestimmte Artikel scheidet also nach Gamillscheg Bekanntes von noch Unbekanntem. Nach Lerch dagegen, der sich dabei auf mehr oder weniger ähnliche Formulierungen von Wartburg, Meyer-Lübke, Tobler und Diez berufen kann, individualisiert der Artikel, er hat die Funktion, „aus einer Menge von Exemplaren eines oder mehrere auszusondern“ (p. 253). Diesem individualisierenden Sinn des Artikels habe ich (*BL*, 8, 1940, 24) den generalisierenden gegenübergestellt und finde in Lerchs Entwicklung des Artikelsgebrauchs bei den Abstrakta eine Bestätigung für meine Auffassung, denn diesem Artikel wird (p. 228) „generalisierende Bedeutung“ zugesprochen. Und in der Tat lässt sich beobachten, dass der Satz *der Baum wächst* in den vier Sprachen (rum., frz., engl., dtsh.) eine abstrakte Färbung gewinnt, wenn die Aussage situationsgemäss sich auf jeden Baum beziehen soll.

Die Widerlegung Gamillschegs geschieht durch eine ausführliche und verschiedene Sprachen berücksichtigende historische Betrachtung, die in dem Resultat gipfelt, dass die Abstrakta ursprünglich deswegen artikellos gebraucht wurden,

weil sie etwas Einmaliges bezeichnen. Das Englische ist auf diesem Stande geblieben, das Französische hat wegen der Unklarheit zwischen partitivem Sinn und dem des gesamten Begriffsumfangs den bestimmten Artikel seit dem 17. Jahrhundert regelmässig auch zu den Abstrakta treten lassen (freilich auch den Teilungsartikel in partitivem Sinn), das Deutsche schliesslich behält die Artikellosigkeit in dichterischer oder gehobener Sprache bei. Gerade die einheitliche Erklärung Lerchs für den ursprünglich gleichen Gebrauch in verschiedenen Sprachen ist ein starkes Argument gegen Gamillscheg, und die Behauptung, Gamillschegs Kriterium — schon bekannt gegen noch unbekannt — für die Artikelwahl bei den Konkreta sei etwas Sekundäres (p. 253), ist nach Lage der Dinge sehr einleuchtend.

Auf weitere Vorzüge der Arbeit Lerchs kann in diesem Zusammenhang leider nicht eingegangen werden, es muss uns genügen, festzustellen, dass sowohl die Artikeltheorie im allgemeinen und in der Methodenfrage ihrer Behandlung als auch der Gebrauch bei einer bestimmten semantischen Kategorie (der Abstrakta, die ich lieber nach Slotty Merkmalsbezeichnungen nennen möchte, cf. *BL*, 8, 1940, 88) um einen weiteren Schritt vorangebracht worden ist.

Christophersens oben erwähnte Untersuchung über die englischen (den bestimmten und unbestimmten) Artikel findet ihren — problematischen, denn viele Beispiele sind von dem dänischen Verfasser selbst gebildet — Hauptwert in den reichen Materialsammlungen. Prinzipiell trägt das Buch in nichts zur Klärung der Probleme bei. Man kann in dieser Hinsicht noch weiter gehen als Lilegren in seiner Besprechung (*St. N.*, 12, 263). Er erhebt den Vorwurf, Christophersens eigene, im vierten Kapitel niedergelegte Ansicht sei nicht aus den Tatsachen selber, sondern aus der Diskussion der Theorien anderer geschöpft. Das wäre an sich noch kein Einwand gegen das Buch, ist es aber tatsächlich doch, denn das beigegebene Material wird häufig mit den theoretisch abgelehnten Theorien erklärt.

Bedenklich ist schon der Ausgangspunkt: Christophersen kommt (p. 26) — ähnlich wie R. Paul (cf. *BL*, 8, 1940, 10) zu



kontinuierlichen und nicht-kontinuierlichen Begriffen—in Anlehnung an Jespersen zu der Scheidung von „Einheitswörtern (unit-words) und Kontinuitätswörtern (continue-words“). Beide Gruppen zerfallen in materielle und immaterielle Wörter, sodass zur ersten Gruppe Worte wie *Haus* oder *Tag*, zur zweiten Stoffnamen wie *Butter* und Abstrakta wie *Hunger* gehören. Allerdings ist das System in der praktischen Auswertung durch den Verfasser nicht so verworren, wie bei R. Paul.

Das zweite Bedenken erhebt sich gegen die Formulierung dessen, was Christophersen als die Funktion der Artikel ansieht. Er lässt die verschiedensten Artikeltheorien Revue passieren, auch die Determinationstheorie, um sie abzulehnen und gelangt zu dem Schlusse, dass die „Vertrautheit-Einheitlichkeitstheorie“ (familiarity-unity theory, p. 72) den Erscheinungen des Englischen am angemessensten sei. Man kann darauf verzichten, zu analysieren, was der Verfasser unter „unity“ zu verstehen scheint, und es ist auch nicht nötig, aufzuspüren, in welchen Beziehungen dieser Terminus zu dem des „unit-word“ steht, es genügt vollkommen, seinen Begriff „familiarity“ zu betrachten. Durch den bestimmten Artikel wird mit der potentiellen Meinung des Wortes eine Assoziation an schon vorhandenes Wissen um seinen Inhalt (previously acquired knowledge) verbunden: dadurch ergibt sich, dass nur ein bestimmtes Individuum der Gattung (one definite individual) gemeint ist. Schon durch diese Umreissung der Funktion des bestimmten Artikels wird deutlich, dass das Buch in nichts über die abgelehnte Determinationstheorie hinauskommt. „The article *the* changes a term from a general to a particular one“ (p. 76) — der Artikel *the* verwandelt einen Begriff von einem allgemeinen zu einem besonderen, das heisst, bei dem Satze *der Löwe ist der König der Tiere* stellen wir uns für einen Augenblick auf den Standpunkt, es gäbe nur einen Löwen (als Vertreter der Spezies). Zu dieser Gekünsteltheit kommt Christophersen dadurch, dass er meint, der generalisierende Sinn werde durch den unbestimmten Artikel ausgedrückt (the generic *a*-form, p. 72).

Wenn man festgestellt hat, dass die Formulierungen Christophersens selber nicht über die Determinationstheorie hinaus-

führen, so könnte man noch fragen, ob er innerhalb dieser Determinationstheorie Gamillscheg — der bestimmte Artikel deutet auf familiarity, previously acquired knowledge, schon Bekanntes — oder Lerch und seinen vielen Vorgängern, zu denen ich mich selber zählen darf — der bestimmte Artikel hat individualisierende Funktion, one definite individual is meant (p. 72, ähnlich p. 29), the *the*-form expresses something defined (p. 144) — näher steht. Über diese Frage ist aus dem ganzen Buche keine Klarheit zu gewinnen, und diese Unklarheit vermindert auch den Wert des historischen Abschnitts sehr beträchtlich (p. 82—108).

Schliesslich ist das wichtigste Bedenken geltend zu machen, dass nämlich Christophersen nicht nur auf eine Definition des Artikels für alle Sprachen im allgemeinen verzichtet (p. 22), sondern auch auf eine solche des englischen Artikels (p. 80). Aus diesem Mangel allein lassen sich alle anderen ableiten und das zumal deswegen, weil der Verfasser selber fühlt, dass es viele gemeinsame Züge im Artikelgebrauch der verschiedenen Sprachen gibt, aber das System Guillaumes vor allem deswegen ablehnt, weil es den englischen Artikelgebrauch als „ein unvollendetes System“ hinstelle (p. 67). Es ist durchaus berechtigt, den englischen Artikel aus dem System des modernen Englisch allein zu erklären, aber dann müsste er erstens gegen den der anderen Sprachen abgehoben werden, und zweitens müsste man deutlich zeigen, in welcher Weise der historische Wandel des englischen Artikels ein Wandel des Artikelsystems ist. Beides wird durch den Verzicht auf eine eindeutige Begriffsbestimmung unmöglich gemacht.

EUGEN SEIDEL

## TABLE DES MATIÈRES

	<u>Pages</u>
EUGEN SEIDEL, Aufgaben und Methoden der etymologischen Forschung . . . . .	5
GEORGES STRAKA, Voyelle et consonne. . . . .	29
INGEBORG SEIDEL-SLOTTY, Etymologische Formeln und Figuren im Rumänischen . . . . .	40
IORGU IORDAN, Notes de lexicologie roumaine. . . . .	53
A. ROSETTI, Sur quelques termes du daco-roumain relatifs à la propriété terrienne. . . . .	70
B. CAZACU, Les dénominations roumaines du foie et des pommens d'après l' <i>ALR</i> . . . . .	83
A. ROSETTI, Slavo-romanica . . . . .	95
VI. Sur le daco-slave . . . . .	95
V. SCURTU, Le rhotacisme dans la région d'Ugocea (départ. Satu-Mare)	98

## MÉLANGES

B.-O. UNBEGAUN, Notes d'argot roumain . . . . .	103
EUGEN SEIDEL, Romanisches „Völkertum“ sprachwissenschaftlich gesehen . . . . .	106
A. ROSETTI, Classification des voyelles roumaines . . . . .	113
EUGEN SEIDEL, Der gegenwärtige Stand der rumänischen und allgemeinen Artikelprobleme . . . . .	114

SOCIÉTÉ ROUMAINE  
DE LINGUISTIQUE

3 (1940-1941)

COMPTES RENDUS DES SÉANCES DE LA SOCIÉTÉ

SÉANCE DU 29 NOVEMBRE 1940

Présidence de M. ROSETTI, secrétaire.

La séance est ouverte à 18 h.

**Membres présents:** MM. I. G. Bădică, C. Cârstoiu, B. Cazacu, I. Coteanu, Gh. Dăianu, P. Drăgoiescu, E. Evoescu, M. Nedioglu, S. Pop, C. Racoviță, A. Rosetti, C. Ruiu, D. Șandru, E. Seidel, M. Tomescu; Mlles E. Birăescu, M. Birou, A. Dumitrescu, M. Nica.

**Invités:** Mlles Fl. Alexandrescu, C. Bălcuș.

M. ROSETTI donne lecture d'une lettre de M. Iordan, président de la Société qui, dans l'impossibilité de se déplacer, s'excuse de ne pouvoir présider la séance; il délègue ses pouvoirs à M. Rosetti, en l'absence des vice-présidents de la Société, M. Graur, retenu, et M. Nandriș, en mission scientifique en Angleterre.

Il est constaté, ensuite, que le nombre des membres prévu par les statuts, pour constituer l'assemblée générale, n'est pas atteint; la séance de l'assemblée générale, convoquée en vue de l'élection du bureau pour l'année 1940-1941 et de la présentation du rapport de la commission des finances est fixée au jeudi 5 décembre; elle aura lieu sans plus tenir compte du nombre des membres présents.

**Présentation d'ouvrages récents.** M. POP présente la revue de nos confrères norvégiens *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap*, utgitt av Carl J. S. Marstrander, Bd. XI, Oslo, 1939; Pier Gabriele Goidànich, *Saggi linguistici*, scelti da Giulio Bertoni (*Istituto di filologia romanza della Reale Università di Roma. Studi e testi*), Modena, 1940: ce volume, publié à l'occasion du jubilé de 40 ans d'activité universitaire de M. Goidànich, contient, entr'autres, quelques études consacrées au roumain, dont l'information est aujourd'hui dépassée.

M. SEIDEL présente une étude de M. Lerch sur le problème de l'article, publiée au t. LX, c. 2-3 de la *Zeitschrift für romanische Philologie* (Halle, 1940). V. là-dessus Seidel, *BL*, VIII, 170 s.

M. ȘANDRU présente les monographies sociologiques publiées sous la direction de M. D. Gusti: *Nerej. Un village d'une région archaïque* (*Bibliothèque de sociologie, éthique et politique* sous la direction de D. Gusti. *Sociologie de la Roumanie*, 1), I, II, III, Bucarest, Institut de Sciences sociales de Roumanie, 1939; *Clopotiva, un sat din Hațeg* (*Biblioteca de sociologie, etică și politică* condusă de D. Gusti. *Sociologia României*, 3), I, II, București, Institutul de științe sociale al României, 1940: dans les chapitres consacrés à l'histoire et au folklore, on trouvera des détails précieux concernant les parlars de ces régions; l'article de M. Gregorian sur la langue est trop succinct (v. dans *BL*, VIII, 181 s. le compte rendu de M. Rosetti consacré à la monographie du village de Nerej).

M. RACOVÎȚĂ présente l'ouvrage de M. P. Skok, *Osnovi romanske lingvistike*, sv. I, II, III, Zagreb, 1940, qui est un des meilleurs connaisseurs des langues balkaniques et du roumain.

M. ROSETTI présente les ouvrages suivants: Günter Reichenkron, *Beiträge zur romanischen Lautlehre* (*Berliner Beiträge zur romanischen Philologie*, hgg. von E. Gamillscheg und E. Winkler, Bd. X, 1-2), Jena und Leipzig, Walter Gronau, 1939, travail consacré au sort de l's finale latine dans les langues romanes; Dr. Wilhelm Horn, *Neue Wege der Sprachforschung* (*Die Neueren Sprachen*, Beiheft 32), Marburg/L., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1939; G. Panconcelli-Calzia, *Quellenatlas zur Geschichte der Phonetik*, mit 221 Abbildungen, Hamburg, Hansischer Gildenverlag, 1940: contient des matériaux précieux pour l'histoire de la phonétique expérimentale; A. Golopenția, *Starea culturală și economică*

*a populației rurale din România*, dans *Revista de igienă socială*, an. X, no. 1, janvier 1940; D. Șandru, *Câteva îndrumări pentru cercetarea graiului*, București, 1940: indications destinées aux équipes qui ont entrepris, sous la direction de M. D. Gusti, des enquêtes sociologiques dans les villages roumains; S. N. Treviño, *Phonetics, American Speech*, April 1940 (bibliographie phonétique accompagnée de brefs commentaires).

La séance est levée à 19 h.

## SÉANCE DU 5 DÉCEMBRE 1940

Présidence de M. ROSETTI, secrétaire.

La séance est ouverte à 18 h. 15.

**Membres présents:** MM. B. Cazacu, P. Drăgoiescu, C. Enciu, E. Evoescu, S. Pop, C. Racoviță, A. Rosetti, D. Șandru, E. Seidel; Mlle V. Cărbunaru, M. Nica.

M. ROSETTI montre que l'assemblée générale de la Société a été convoquée conformément aux statuts, vu que le nombre des membres présents à la réunion précédente a été inférieur au nombre prévu. Le rôle de l'assemblée générale est d'élire le bureau de la Société, pour le nouvel exercice budgétaire, et d'approuver le budget et les comptes de gestion de la Société. Il montre ensuite qu'il a été obligé d'assumer la présidence de la Société, vu l'absence du président et des vice-présidents.

Lecture est donnée d'une lettre de M. IORDAN qui remercie les membres de la Société de lui avoir confié la présidence de la Société pour l'année écoulée; il s'excuse de ne pouvoir participer à la présente séance et prie M. Rosetti de le suppléer.

Le bureau de la Société, pour l'année 1940-1941, est constitué comme suit:

Président: M. GR. NANDRIȘ.

Vice-présidents: MM. SEVER POP et D. ȘANDRU.

Trésorier: M. E. EVOESCU.

Secrétaire: M. A. ROSETTI.

Secrétaire-adjoint: M. C. RACOVÎȚĂ.

Censeurs: M. VLAD BĂNĂȚEANU et Mlle M.-L. CARTOJAN.

M. EVOESCU, trésorier, présente les comptes de l'année échue.

Lecture est ensuite donnée du rapport des censeurs qui ont vérifié la gestion de la Société.

Le rapport, mis au voix, est adopté à l'unanimité.

M. ROSETTI propose la modification des articles 3, 5, 6, 7 et 14 des statuts de la Société.

Ces modifications sont acceptées.

M. Rosetti annonce que la prochaine séance de la Société aura lieu dans le courant du mois de janvier 1941.

La séance est levée à 18 h. 45.

## SÉANCE DU 14 FÉVRIER 1941

Présidence de M. SEVER POP, vice-président.

La séance est ouverte à 17 h.

**Membres présents:** MM. V. Antonescu, Vl. Bănăţeanu, P. Cancel, C. Cârstoiu, B. Cazacu, I. C. Cazan, M. Ciobanu, I. Coteanu, Gh. Dăianu, P. Drăgoiescu, E. Evoescu, M. Ispas, Sever Pop, C. Racoviţă, A. Rosetti, E. Seidel, M. Tomescu, Sp. Zechiu; Mlles E. Birăescu, M.-L. Cartoian, A. Dumitrescu.

Invités: MM. D. Bodnariu, M. Tomoiagă, O. Ungureanu; Mmes Ing. Scidel-Sloty, S. Spitz.

Lecture est donnée du procès-verbal de la séance précédente.

M. SEVER POP, vice-président: le bureau de la Société a pris connaissance de la démission de M. D. Şandru de la vice-présidence de la Société et de la Société, en tant que membre.

Conformément à l'article 7 des statuts de la Société, il est procédé à l'élection d'un nouveau vice-président, pour compléter la vacance provoquée par la démission de M. Şandru.

M. VLAD BĂNĂŢEANU est élu vice-président de la Société.

M. ROSETTI, secrétaire, rappelle que la Société roumaine de linguistique a été créée surtout pour donner aux jeunes la possibilité de se réunir, de prendre part à la discussion des problèmes de la linguistique et de préparer leur contribution à l'avancement de la science.

**Présentation d'ouvrages récents.** M. RACOVITĂ: M. Křepinský, *Přispěvek k dějinám infinitivních vazeb v rumunštině*, dans *Časopis pro moderní filologii*, XXVII, č. 1, p. 60-70, Praha, 1940. M. Ra-

coviţă critique l'emploi que l'auteur a fait du procédé statistique; il n'a pas donné assez d'attention aux matériaux mis en oeuvre et sa connaissance du roumain est insuffisante; Astrid Baecklund, *Die unverbierenden Verkürzungen der heutigen russischen Sprache*. Inauguraldissertation, Almqvist & Wiksells Boktryckeri, Uppsala, 1940.

M. CANCEL: Ilie Bărbulescu, *Die paläographischen und die orthographischen Einflüsse des Westzyrillischen auf das Ostzyrillische bei den Rumänen*, dans les *Südost-Forschungen*, geleitet und hgg. von Fritz Valjavec, V. Jahrgang, Heft 1, Juni 1941, München (les conclusions de l'auteur ne peuvent pas être acceptées).

M. BĂNĂŢEANU: *L'Italia dialettale*, rivista di dialettologia italiana, diretta da Clemente Merlo, anno XV, vol. XV, Pisa, 1939.

M. SEIDEL: *Studia Neophilologica*. A journal of germanic and romanian Philology, ed. by J. Melander, vol. XII, no. 3, Uppsala, 1940; Paul Christophersen, *The Articles, a study of their theory and use in English*, Einar Munksgaard, Copenhagen, Humphrey Milford, London, 1939; *Collectanea Schrijnen*, Dekker & van de Vegt, Nijmegen, 1939; *Deutsche Literaturzeitung*, Wochenschrift für Kritik der internationalen Wissenschaft, 61. Jahrgang, 1940, Heft 51/52, Weidmann, Berlin (K. Jaberg, compte rendu de E. Gamillscheg, *Zum romanischen Artikel und Possessivpronomen*; cf. Seidel, BL, VIII, 170 s.).

M. ROSETTI: *Bulletin linguistique*, publié par A. Rosetti, vol. VIII, 1<sup>re</sup> livraison, Copenhague-Bucarest, 1940; *Romanische Forschungen*, 54. Bd., 3. Heft: *Adolf Zauner zum Gedächtnis*, 1940; *Bulletin du Cercle linguistique de Copenhague*, vol. V (année 1938-1939), Einar Munksgaard, Copenhague, 1940; C. C. Giurescu, „*Oltenii*” și *Basarabia. Colonizări muntene în sudul Moldovei în veacurile XIV și XV*, extr. de la *Revista Istorică Română*, vol. X, 1940, Bucureşti, 1941. (M. POP souligne l'importance de ce genre de recherches pour la dialectologie roumaine.)

M. POP: Andrea Alföldi, *Daci e Romani in Transilvania* (*Biblioteca della „Mattia Corvino”, no. 9*), Budapest, 1940; C. Dăicoviciu, *Problema continuităţii în Dacia. Câteva observaţii și precizări de ordin istorico-arheologic*, Cluj, Cartea Românească, 1940; *Vox Romanica*, 5. Bd., no. 1/2, Jan. - Dez. 1940, Zürich-Erlenbach-

Genève, Eugen Rentsch Verlag, E. Droz; *Langue et littérature. Académie roumaine. Bulletin de la section littéraire*, rédigé par Th. Capidan et D. Caracostea, vol. I, no. 1, Bucarest, 1940.

**Communications.** M. P. DRĂGOIESCU: *Der Bovarismus in der Namenwahl*. Der seelische Inhalt äussert sich oft in Namen, den Leute ihren Kindern geben. In den Dörfern hält man bei der Namenwahl noch an alten Sitten fest, in den Städten aber haben verschiedene Umstände ihren Einfluss zur Geltung gebracht. Die ehemalige fremde Herrschaft, die Mode, sowie die zeitgemässe Kultur sind drei Hauptursachen, die ins Auge fallen.

Der Name hat für einen halb- oder ungebildeten Menschen einen entscheidenden Wert. Flaubert zeigt uns in seiner „Madame Bovary“ einige dieser Beweggründe, die bei solchen Leuten die Wahl des Taufnamens entscheiden. Erinnert der Name an eine hochgestellte Person, so steigt sofort sein Wert, und der Mann, der sein Kind so benennt, meint, dass es seinem Vorbild sicher ähnlich werde.

Der Bovarismus ist jene seelische Anlage, sich anders und höher zu denken, als man in Wirklichkeit ist.

Der Name will eben zeigen, dass man nicht von niederem Range ist und aus keiner gemeinen Gesellschaft kommt, und jedesmal, wenn jemand seinen Namen verleugnet, kann man ruhig voraussetzen, dass der Mann bestrebt ist, aus seinem gesellschaftlichen oder nationalen Kreis hervorzutreten und auf eine höhere Stufe zu gelangen.

Die Emporkömmlinge verlieren gleichzeitig mit ihrem gesellschaftlichen Stand und der Tradition ihre Eigenart.

Der Emporkömmling verleugnet seinen rumänischen Namen und nimmt einen anderen an, der „kosmopolitischer“ klingt, denn dieser erscheint ihm vornehmer.

Ist jemand eine mittelmässige Persönlichkeit, so wirkt die neue Benennung belustigend. Ein Name wie Yvonne oder Raoul wirkt, einem Familiennamen wie z. B. Porcaru (<porc „Schwein“) beige-  
setzt, lächerlich und zeigt klar die bovaristische Eigenart.

Die bovaristische Namenwahl hat auch unsere Literatur beeinflusst. Fremde Romane brachten fremde Namen, oft eng mit den Helden verbunden. Da unsere Namen nicht so vornehm klingen,

hat man den Helden in rumänischen Romanen eben fremde Namen gegeben, um höhere künstlerische Wirkung hervorzurufen.

**Discussion.** M. POP souligne l'importance de la communication de M. Drăgoiescu. Le procédé qui a été décrit pénètre dans les villages, probablement par l'intermédiaire des servantes qui ont séjourné en ville.

M. CANCEL montre que très souvent on donne aux enfants des noms de héros de film.

M. E. SEIDEL: *Remarques sur les rapports entre le langage et la pensée*. Ni la philosophie, ni la linguistique ne nous fournissent les moyens de prouver d'une manière précise l'antériorité de la pensée sur le langage ou du langage sur la pensée. La linguistique nous offre, il est vrai, une richesse d'observations qui suppose des influences réciproques, mais elle ne touche pas au problème de l'antériorité. On ne peut même pas dire que l'émission des sons appartienne au langage et le sens à la pensée. Les relations entre ces deux domaines se font à une grande profondeur; on les aperçoit le plus distinctement dans la phrase. Dans *merg după tine* „je te suis“ la relation entre les mots est exprimée par la préposition *după*. A l'analyse, on s'aperçoit que la notion temporelle *după* est dérivée d'une notion locale; ce résultat vaut également pour toute autre langue. Car les notions les plus abstraites reposent sur des noms concrets.

Les conjonctions offrent un aspect plus compliqué. Elles relient deux propositions, ce qui veut dire qu'elles reflètent un procès purement intellectuel, dont il n'y a plus de correspondant dans le monde extérieur. Mais les conjonctions n'engendrent pas ce procès intellectuel et n'en révèlent pas la nature. Le rôle des conjonctions consiste uniquement dans l'indication qu'elles fournissent. La preuve en est donnée par l'analyse du contenu sémantique des conjonctions, ou bien par la comparaison entre des langues différentes; on prendra pour exemple les conjonctions causales, consécutives et finales.

Le roumain dispose de *pentrucă*, *deoarece*, *căci* et de *vreme ce* pour exprimer le lien de cause; quelquefois *că* seul suffit. L'analyse étymologique nous montre que *de vreme ce* et *deoarece* proviennent de notions temporelles et *pentrucă* (*pre intru* < *per intro*) de

notions locales. Il en résulte qu'au fond les conjonctions causales du roumain proviennent d'expressions temporelles ou locales accompagnées de *quid* et de *quod*.

La même situation est offerte par d'autres langues. Les conjonctions allemandes et anglaises, françaises et espagnoles, tchèques et russes nous fournissent les mêmes éléments temporels ou locaux, accompagnés quelquefois de *quid*, *quod* (par ex. all. *deswegen*, r. *po-etomu*, etc.).

Dans beaucoup de langues il existe encore une possibilité d'expression, à savoir les constructions participiales sans conjonction. Ces cas-là offrent une belle confirmation du fait que ce n'est pas la conjonction qui indique le caractère spécial de la relation entre la proposition principale et la proposition secondaire. Il n'y a donc rien d'étonnant dans la multiplicité de sens de latin *cum* ou de roumain *de*.

En un mot: l'expression linguistique des relations intellectuelles se fonde sur le nom d'un objet concret. Car dans le langage humain il n'existe pas de procédés qui, dès les origines, puissent exprimer des notions intellectuelles.

**Discussion** M. POP remercie M. Seidel de son importante communication; il regrette que l'heure avancée ne permette pas la discussion.

La séance prochaine de la Société aura lieu le 21 mars 1941.

La séance est levée à 19 h.

SÉANCE DU 21 MARS 1941

Présidence de M. SEVER POP, vice-président.

La séance est ouverte à 17 h.

**Membres présents:** MM. V. Bănăţeanu, C. Cârstoiu, B. Cazacu, M. Ciobanu, I. Coteanu, G. Dăianu, P. Drăgoiescu, E. Evoescu, D. Poenaru, S. Pop, C. Racoviţă, A. Rosetti, C. Ruiu, E. Seidel, I. Şiadbei, M. Tomescu; Milles M. Birăescu, M. Birou, M.-L. Cartoian.

Invités: MM. D. Bodnariu, D. Niculescu, D. Scântee; Mme Ing. Seidel-Sloty; Milles O. Anton, G.-O. Georgescu, M. Vârnav.

Lecture est donnée du procès-verbal de la séance précédente.

M. ŞIADBEI est élu censeur de la Société, en remplacement de M. Bănăţeanu, élu vice-président.

**Élections.** MM. DAN SIMONESCU, VASILE SCURTU, VLADIMIR STREINU, D. NICULESCU, D. BODNARIU, MILLES MĂDARA VÂRNAV, GEORGETTE-HORTENSE GEORGESCU, OLGA ANTON et VICTORIA IPTODE sont élus membres de la Société.

**Présentation d'ouvrages récents.** M. RACOVITĂ: *Časopis pro moderní filologii*, t. XXVII, č. 2, Praha, 1941.

M. ROSETTI: A. ROSETTI, *Istoria limbii române*, III: *Limbile slave meridionale*, Bucarest, Fundația Regală pentru literatură și artă, 1941; A. GRAUR, *Mélanges linguistiques*, II, Copenhague, E. Munksgaard, 1941 (sommaire de l'ouvrage: „Quelques points de méthode touchant l'étude des langues disparues. Notes de morphologie et de syntaxe roumaines. Mélanges”); G. REICHENKRON, *Der rumänische Sprachatlas und seine Bedeutung für die Slavistik*, dans *Zeitschrift für slavische Philologie*, Bd. XVII, Heft 1, 1940 (v. lădessus Rosetti, *BL*, IX, 95 s.).

M. POP: *Sprachkunde, Zeitschrift zur Pflege und Förderung des Sprachstudiums*, Jahrg. 1941, Nr. 1, Berlin, Januar 1941.

**Communications.** M. VLAD BĂNĂŢEANU: *Notes sur les vélaires en albanais*. L'albanais est-il une langue *centum* ou *satem*? L'illyrien présente les deux traitements. En albanais, les principaux représentants des palatales i.-e. sont *θ*, *d*, *δ*, mais *s* et *z* apparaissent aussi, cf. alb. *desh* „j'aime”, gr. *γέωω*; alb. *dëmb(i)*, gr. *γόμπος*; alb. *lidën*, lat. *ligari*; alb. *rieth*, aor. *rodha*, lat. *ir-rigari* et alb. *athëtë*, lat. *acidus*, alb. *thom*, lat. *censere*. A côté, cf. alb. *sorë* < \**k'varkâ* alb. *zog*, arm. *ḍak*, alb. *zë*, v. sl. *zvonü*.

Devant *t*, les palatales *k'*, *g'* montrent un traitement spécial, puisqu'elles gardent l'occlusion: *k't* > *t*. Alb. *drinë*, gr. *δέρομαι* < i.-e. \**drk'-t*; alb. *natë*, lit. *naktis* < \**nak't*. A ce traitement correspond en illyrien et en thrace un stade antérieur *kt* > *ht* > *tt*: *Νεοαχτορ*, *Nessatum*.

Les labiovélares i.-e. présentent un traitement normal en albanais. Devant voyelle à timbre réduit elles deviennent des vélaires simples: *k<sup>u</sup>*, *g<sup>u</sup>* > *k*, *g*. Alb. *pek* < *kok<sup>u</sup>o*; alb. *kë* < \**q<sup>u</sup>om*. Devant voyelle à timbre ouvert, les labiovélares ont été palatalisées: *q<sup>u</sup>+* *e*, *i* > *s*, *g<sup>u</sup>+* *e*, *i* > *z*: *zorë* „intestin” < \**g<sup>u</sup>erna*. Il n'est pas

facile d'expliquer ce traitement, qui soulève des difficultés lorsqu'on veut classer l'albanais.

Les vélaires i.-e. ont été palatalisées seulement dans la période albanaise, devant *e*, *i*: *gjënj* „je trouve“, lat. *pre-hendo*. Dans *kohë* „temps“, v. sl. *časŭ*, la palatalisation de *k* ne s'est pas produite, parce que *kohë* < \**kēsā*, avec *ē* > *ō*. Donc la palatalisation est plus récente que le changement de *e* en *o*. Puisque *zorrë* < \**gærna* et *kohë* < \**kēsā*, il résulte que la palatalisation des vélaires est postérieure à la palatalisation des prépalatales.

En conclusion: le traitement des gutturales en albanais présente de telles irrégularités, que l'albanais doit être considéré comme résultant d'une „Mischsprache“, thrace + illyrien.

**Discussion.** MM. SEIDEL, ŞIADBEI et ROSETTI ont pris part à la discussion.

M. I. COTEANU: *La langue des enseignes.* Les enseignes des magasins contiennent des faits de langue qui sont parfois intéressants. Dans le centre de Bucarest il y a des enseignes qui emploient des mots français, anglais ou allemands.

L'enseigne d'un cordonnier porte l'indication suivante: *executăm inreproşabil*, forme fautive semblable à *indentitate*, avec la même particule *in-* que l'on retrouve dans *inexact*, *inefabil*, *inapt*, etc.

Une autre particularité concerne l'emploi de la préposition *la* suivie d'un nom quelconque. Dr. *la* < *illac* + *ad* a eu tout d'abord un sens adverbial, qui s'est conservé dans la langue. Lorsque *la* est suivi d'un nom, lui-même déterminé par un attribut, le nom prend l'article.

Nous trouvons, cependant, des textes ainsi libellés: *la urs siberian*, *la balon albastru*, etc.

D'autre part, dans le cas *la* + nom indéterminé, la règle est que le nom ne prenne pas l'article. Nous avons relevé, cependant, des exemples d'emploi de l'article, même dans ce cas: *la fulgerul*, *la vulturul*, *la globul*, *la băeţii* et des noms féminins tels que: *la speranţa*, *la furnica*, *la balena*, *la mireasa*, etc. Il y a là une intention du commerçant de montrer que son magasin est bien connu, pour se faire ainsi de la réclame.

L'article produit une sorte d'intimité; voir pour cela les expressions: *am vorbit cu regele*,

*La tine vin nevestele să-şi plîngă*

*Feciorii duşi la Impăratul.*

(O. Goga, *Dăscăliţa*), ou bien

*M'aş fi 'nsurat când isprăveam*

*Cu slujba la Impăratul*

(Id., *Bătrînii*)

*Apoi el se întoarce la hanul, intră 'n cort,*

*Suspînd, şovăieşte şi palid cade mort.*

(V. Alecsandri, *Dan căpitan de plai*)

Cu au lieu de *de: magazin cu fierărie*, à côté de *magazin de fierărie*, *depozit cu lemne* et *depozit de lemne*. Le fait est connu. On dit *un pahar cu apă* et non pas *un pahar de apă*. Ce doublet, relevé déjà par Tikin (1895) est né du besoin de précision. En effet, *un pahar cu apă* veut dire „un verre qui a de l'eau“, tandis que *un pahar de apă* signifierait que le verre est en eau (cf. *un vagon de scînduri*, qui signifie également „un wagon construit en bois“ et „un wagon chargé de bois“). Cette précision est nécessaire du point de vue logique; elle est due à l'esprit d'analyse du sujet parlant.

La séance est levée à 19 h. 30.

## SÉANCE DU 11 AVRIL 1941

Présidence de M. SEVER POP, vice-président.

La séance est ouverte à 17 h.

**Membres présents:** MM. V. Antonescu, Vl. Bănăţeanu, D. Bodnariu, C. Cârstoiu, B. Cazacu, I. Coteanu, Gh. Dăianu, C. Enciu, E. Evoescu, N. Georgescu-Tistu, D. Niculescu, D. Poenaru, S. Pop, C. Racoviţă, A. Rosetti, E. Seidel, Vl. Streinu, M. Tomescu; Milles O. Anton, M.-L. Cartoian.

Invités: M. M. Tomoiagă.

Lecture est donnée du procès-verbal de la séance précédente.

**Présentation d'ouvrages récents.** M. COTEANU: *Nye Bøger — Noci libri*, nr. 1, Einar Munksgaard, Kjöbenhavn, 1941; *Union géographique internationale. Comptes rendus du Congrès international de géographie*, Varsovie, 1934. Tome IV. *Travaux de la section IV-VI*



et communications aux séances spéciales: N. Antonovici, *L'identification d'un affluent inconnu scythique du Danube: le Tiarantos (le Bârlad)*, Varsovie, 1938; A. Balotă, *Le problème de la continuité. Contributions linguistiques*, București, 1941.

M. CAZACU: *Ethnos. Revistă de grai, studii și creație românească*, publicată de I. Diaconu, vol. I, fasc. 1, Focșani, 1941.

M. NICULESCU: *Emerita. Boletín de lingüística y filología clásica*, tomo VII, sem. 1 y 2, Madrid, 1939.

M. BĂNĂȚEANU: *Bulletin of the Deccan College Research Institute*, vol. II, no. 1-2, Poona, November 1940.

M. ROSETTI: J. Straka, *Une particularité intéressante de la phonétique albanaise*, dans *Časopis pro moderní filologii*, XXVI, 1939: l'auteur montre que, avant de passer à *r*, l'-*n*- est prononcé palatal ou cérébral, et ceci vient confirmer une hypothèse formulée naguère (A. ROSETTI, *Noi contribuțiuni la studiul rotacismului lui -n-*, *Omagiu lui I. Bianu*, Bucarest, 1927, p. 309 s.); *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*, LXII, no. 1-2, Januar-Februar 1941: col. 62 s., K. Treimer, compte rendu de l'ouvrage de M. H. Barić sur les relations réciproques entre les langues balkaniques; cf. *BL*, VII, 185.

M. POP: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, 178. Bd., 95. Jhg., 1-2. Heft; *Archivum Europae Centro-Orientalis*, t. VI, fasc. 1-4, Budapest, 1940.

**Communications.** M. N. GEORGESCU-TISTU: *Ion Ghicas Gedanken über die rumänische Sprache*. In der Handschriften-Abteilung der Bibliothek der Rumänischen Akademie befinden sich mehrere Briefe Ion Ghicas, die noch nicht veröffentlicht wurden. Darunter fand der Vortragende einen aus dem Jahre 1853 an Graf Georg Carlisle, den englischen Politiker und Schriftsteller. In diesem Briefe spricht Ion Ghica von den wiederholten Einfällen der Russen in das rumänische Land und von der Bestreitung unserer römischen Abstammung.

Weil die Rumänen in ihren Schriften kyrillische Buchstaben verwendeten, was auch ein Hindernis zur Fortentwicklung ihrer Sprache war, und wie die Russen der griechisch-orientalischen Kirche angehörten, betrachteten die Russen die Rumänen als Slaven.

Ion Ghica zählt eine ganze Reihe rumänischer Ausdrücke auf, die sich auf den menschlichen Körper beziehen, und die alle einen klaren lateinischen Ursprung aufweisen. Nach Ghica hat die rumänische Sprache 90% Wörter lateinischen Ursprungs und nur 150 slavische Wörter. Den Rest bilden Wörter türkischen, griechischen, deutschen und ungarischen Ursprungs.

Die rumänische Sprache hat sich rein erhalten, ist klar und original geblieben.

Im Zusammenhang mit dieser Mitteilung wurde der Brief Ion Ghicas in der Zeitschrift *Arhiva românească*, Bd. VI (1941) veröffentlicht.

**Discussion.** MM. POP et ROSETTI remercient M. Georgescu-Tistu de son intéressante communication.

M. BORIS CAZACU: *Les dénominations du foie et des poumons d'après l'Atlas linguistique roumain* (v. l'article de l'auteur, du même titre, dans *BL*, IX, p. 83 s.).

**Discussion.** MM. ROSETTI et POP félicitent M. Cazacu pour son excellente communication.

MM. ROSETTI, SEIDEL et POP prennent part à la discussion. La séance est levée à 18 h. 45.

SÉANCE DU 23 MAI 1941

Présidence de M. SEVER POP, vice-président.

La séance est ouverte à 17 h.

**Membres présents:** MM. V. Antonescu, Vl. Bănățeanu, D. Bodnariu, C. Cârstoiu, B. Cazacu, M. Ciobanu, I. Coteanu, Gh. Dăianu, P. Drăgoiescu, C. Enciu, E. Evoescu, D. Niculescu, S. Pop, C. Racoviță, A. Rosetti, V. Scurtu, E. Seidel, T. Vianu; Milles M. Birou, M.-L. Cartoian, G.-O. Georgescu, M. Vârnăv.

**Invités:** MM. T. Comșa, M. Sârbulescu, I. Negoiescu, M-me Ing. Seidel-Sloty.

Lecture est donnée du procès-verbal de la séance précédente.

**Présentation d'ouvrages récents.** M. SEIDEL: Roman Jakobson, *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze, Språkvetenskapliga Sällskapet i Uppsala, Förhandlingar 1940-1942*, Uppsala, 1941 (Almqvist & Wiksells); Hans Nilsson-Ehle, *Les adverbes*

en -ment compléments d'un verbe en français moderne. *Étude de classement syntaxique et sémantique* (Études romanes de Lund, publiées par Alf Lombard), C. W. K. Gleerup-Einar Munksgaard, Lund-Copenhague, 1941.

M. ROSETTI: *Convocation de la Société genevoise de linguistique pour la séance du 26 avril 1941*, envoyée par A. Séchehayé. Communication de M. Henri Frei: *Comment un Chinois de Pékin se représente les tons* (annexe à la précédente); *Acta linguistica, Revue internationale de linguistique structurale*, vol. II, fasc. 1, Einar Munksgaard, Copenhague, 1940-1941.

M. POP: *Archivum Europae Centro-Orientalis*, tome VI, fasc. 1-4, Budapest, 1940 (M. Pop réfute, avec de nombreux arguments, les thèses de MM. Gáldi, Németh, Tamás et Mlle Balogh); *Atlasul linguistic român*, publicat sub Inaltul patronaj al M. S. Regelui Mihai I de Muzeul Limbii Române, sub conducerea lui Sextil Pușcariu; partea II (ALR II), de Emil Petrovici, vol. I, Sibiu, Muzeul Limbii Române-Leipzig, Otto Harrassowitz, 1940; *Micul atlas linguistic român* (mêmes indications que ci-dessus), partea II (ALRM II).

M. RACOVIȚĂ: *Ungarische Jahrbücher*, begründet von Robert Gragger, hgg. von Julius von Farkas, Bd. XX, Heft 1-2, 3, Oktober 1940-Dezember 1940, W. de Gruyter, Berlin, 1940 (contient un article important de M. G. Reichenkron, *Die Bedeutung des rumänischen Sprachatlas für die ungarische und türkische Philologie*).

**Communications.** M. VASILE SCURTU, *Le rhotacisme dans la région d'Ugocea* (d. Satu-Mare; v. l'article de l'auteur, du même titre, dans *BL*, IX, p. 98 s.).

**Discussion.** M. ROSETTI félicite M. Scurtu pour son intéressante communication; le rhotacisme est donc signalé dans une région où il n'avait pas encore été enregistré.

M. POP: la présence du rhotacisme dans le pays d'Ugocea permet de poser une aire unitaire de cette innovation, dans le nord du territoire linguistique daco-roumain et dans les Carpathes du nord (Tatra). M. Pop présente quelques rectifications de détail.

M. VICTOR ANTONESCU: *La création lexicale chez Tudor Arghezi*. Considérations générales sur l'enrichissement d'une langue par les écrivains. Dans les écrits de M. T. Arghezi on rencontre à chaque

pas des formations nouvelles; elles apparaissent dans les vers du poète et elles abondent dans sa prose. Pour éviter la périphrase, M. Arghezi recourt à la composition et à la dérivation.

Formations à l'aide de préfixes:

*in-*: *indefini*; *intru-*: *intrucombină*; *ne-*: *nedeceș*; *super-*: *superpeștriș*; *supra-*: *supraghicire*;

Formations à l'aide de suffixes:

*-al*: *catacombă*, *evenimental*, *dogal*, *tomnal*; *-ar*: *regimul catalogar*, *filosofar*, *strofar*, *undătar*; *-aș*: *dreptaș*, *rîndaș* „homme de basse condition”; *-arie*: *chelărie*, *prunărie*; *-easă*: *piticăreasă*; *-et*: *bumbet*, *omenet*; *-ie*, *-iu*: *ingeriu*, *lichelie*, *peștiu*, *scîlcie*; *-ism*: *băteșism*, *pițigoism*; *-ist*: *aforismist*; *-iș*: *funinginiș*, *greeriș*; *-tate*: *matitate*; *-iță*: *papagalită*; *-oaică*: *zimbăoică*; *-os*: *industrios*, *scînduros*; *-tor*: *scăldător*, *lichelizator*.

Formations verbales nouvelles:

*astrahaniza*, *artistica*, *briganda*, *funcționariza*, *gondola*, *însomnora*, *monumentaliza*, *poligamiza*, *sprinteni*, *șreti*, *taciturniza*, *târși*, *zulufa*.

Sens nouveaux et formes nouvelles:

*lapte afund*, *pălăria calabră*, *arșițat* „desséché”, *biberonian*, *bivolatru*, *suris caramel*, *dăvinga* „action du bois de tomber en poussière”, *frământai* „miette”, *culoare halva*, *incăput* „contenu”, *înghiț* „bouchée”, *jevreală*, *lebăd*, *oblicat*, *individualitate panoramă*, *stihire*, *trei burice* „trois doigts”, *vlăjar*, *zigzagat*.

**Discussion.** M. POP remercie M. Antonescu de son intéressante communication.

M. VIANU présente quelques corrections de détail; il montre ensuite que le motif principal de la création lexicale, chez Arghezi, est le mépris de l'objet, que l'artiste cherche à rabaisser.

M. ROSETTI félicite M. Antonescu; il y a, dans Arghezi, des calques sur les expressions françaises correspondantes (l'artiste a séjourné longtemps en France).

Mlle M.-L. CARTOJAN montre que parmi les créations nouvelles il y en a qui sont des formations analogiques.

M. POP montre que beaucoup de formations nouvelles ont un substrat dialectal inconscient.

La séance prochaine de la Société aura lieu le 13 juin 1941. La séance est levée à 19 h.

Présidence de M. VLAD BĂNĂȚEANU, vice-président.

La séance est ouverte à 17 h.

**Membres présents:** MM. V. Bănățeanu, Gh. Dăianu, P. Drăgoiescu, C. Enciu, E. Evoescu, M. Ispas, M. Nedioglu, D. Niculescu, C. Racoviță, A. Rosetti, E. Seidel, M. Tomescu; Mlle M. Birou, M.-L. Cartoian, M. Vârnav.

Invités: MM. Tr. Comșa, N. Al. Mateescu, Mme Ing. Seidel-Slotty.

Lecture est donnée du procès-verbal de la séance précédente.

**Élections.** M. D. I. NEGOIESCU est élu membre de la Société.

**Présentation d'ouvrages récents.** M. Coteanu présente l'ouvrage de M. Ștefan Ciobanu, *Inceputurile scrisului în limba românească, Analele Academiei Române, Mem. Sect. literare, seria III, tom. X, Mem. 3, București, 1941.*

**Communications.** M. D. NICULESCU: *A propos d'un surnom.* Pour établir une étymologie, il est quelquefois nécessaire de connaître les circonstances extra-linguistiques, intimement liées à l'évolution d'un mot. Meillet cite comme exemple l'étymologie de fr. *lésiner* < it. *lesina*, qui n'est explicable que si l'on connaît l'existence d'un roman italien „Compagna della lesina“, dans lequel on décrit une compagnie d'hommes avares.

Un de mes amis est surnommé *Turtici*. L'étymologie semble claire: *turtă* („galette, tourteau“) ou *a turti* („aplatir, écraser“).

Mais j'ai assisté à l'évolution du nom et j'ai constaté que *Turtici* provient de *Costică*.

*Costică* est devenu *Custici*, d'après *clipici*, *gindurici*, etc. de la langue commune; le passage de *o* à *u* est dû à l'affectivité (cf. *Custică*, surnom d'un joueur de football). La forme *Custici* est devenue, à son tour, *Curtici*, évolution due au hasard. *Curtici* s'est transformé par étymologie populaire en *Turtici*.

On a constaté alors que le surnom est tout trouvé, car l'homme ainsi nommé était de petite taille.

On voit combien la connaissance de circonstances de tout ordre est nécessaire pour établir l'étymologie d'un nom.

**Discussion.** MM. BĂNĂȚEANU et ROSETTI prennent part à la discussion.

M. MIRCEA TOMESCU: *Über den Ursprung der Bewohner des Olt-Bezirktes.* In der Arbeit *Die Mundart von Șerbănești-Titulești*, Jena und Leipzig, 1936, versucht Ernst Gamillscheg den Ursprung der Bewohner des Olt-Bezirktes zu bestimmen. Der Gedanke, dass die Grundbasis der Bevölkerung aus einem Völkergemisch von Slaven, Romanen, Tartaren und Kumanen besteht, sagt ihm besonders zu (S. 189). Dabei hätten die Slaven ihre Sprache bis heutzutage erhalten. E. Gamillschegs Meinung fusst auf Ortsnamen wie *Te-leorman*, *Comani*. Diese Ortsnamen und *Tătărăi* < *Tătăreni*, deren Form innerhalb der rumänischen Sprache erklärbar ist, können aber nur das Vorüberziehen einer kumanischen Bevölkerung auf dem in Frage kommenden Gebiet beweisen. Die eben genannten Ortsnamen sind für E. Gamillscheg ein Beweis dafür, dass die ersten Dörfer von Tataren gegründet worden sind. Was nun die Slaven anbetrifft, so ist es eine feststehende Tatsache, dass ihre Assimilation durch die Rumänen noch vor der Gründung der Fürstentümer abgeschlossen war. Diejenigen, die noch bis heutzutage ihre Sprache erhalten haben, sind im XVI. und XVII. Jahrhundert eingewandert.

Wenn man ein vollständiges Bild über die Zusammensetzung der Bevölkerung eines Bezirktes gewinnen will, muss man in erster Linie die Einwanderungen beachten.

Die Bevölkerung des Bezirktes Olt weist mehrere Schichten auf.

1. *Die ursprüngliche Bevölkerungsschichte.* Das Hügelland, im Schutze des Waldes gelegen, bot günstigen Boden für menschliche Niederlassungen. Während der Einfälle der Barbaren hielt sich die Bevölkerung in Lichtungen auf und beschäftigte sich mit dem Ackerbau. Zur Sommerzeit stiegen sie ins Tal herab, säten und ernteten, eine Erscheinung, die noch heutzutage, wenn auch natürlich seltener, zu beobachten ist.

Die Urkunden beginnen mit *Cireaşov* (1398) und bezeugen viele Dörfer im Olt-Bezirk. Die Erhaltung der rumänischen Bevölkerung hier im Norden wird durch die zahlreichen Orts- und Personennamen bewiesen, die schon in den ersten Urkunden, besonders um das Jahr 1500 herum, erwähnt werden.

Geht man vom sprachlichen Standpunkt aus, so bemerkt man den Übergang  $f$  und  $v > r$  und  $z$ , eine Erscheinung, die auch im Maramureş, von wo eine Auswanderung ausgeschlossen ist, weit verbreitet ist.

2. *Die aus dem Hügellande und aus dem unterkarpathischen Senkgebiet kommende Schichte.* Viele Familien kamen aus den nördlichen Gegenden und aus dem unterkarpathischen Senkgebiet ins Tal. Die Alten erinnern sich noch solcher Einwanderungen. Bestätigt werden diese ja auch durch die Ortsnamen. So deutet die Nachsilbe *-eni* des Ortsnamens *Richişeni* auf Einwanderungen hin, und in der Tat erzählen die Alten des Dorfes, dass sie aus *Richişele*, Bezirk Argeş, hergekommen seien. Ein Teil der Bewohner des Dorfes *Spineni* sind aus *Spinu* eingewandert, einem Dorf in Lovişte.

Ortsnamen wie *Delureni* und *Pădureni* bezeugen das Dasein einer aus dem Hügellande und Walde kommenden Bevölkerung.

3. *Die Süd-Schichte.* Das Donautal war verhältnismässig dicht bevölkert<sup>1</sup>. Damit die Bevölkerung vor den türkischen Einfällen sicherer sei, wick sie nach dem Norden zu aus. Einige Ortsbenennungen bezeugen uns diese Auswanderung: *Fugarii*, *Băjenia*, *Drumul Băjenarilor*.

Aus demselben Grunde flüchteten auch die Bulgaren in die Berge; teilweise haben sie ihre Sprache noch erhalten, z. B. diejenigen aus *Brebeni* und *Coteana*.

Es scheint, dass die letzte Einwanderung im Jahre 1877 stattfand.

Sprachlich haben diese Einwanderungen aus dem Donaugebiet den türkischen Einfluss mit sich gebracht.

4. *Die siebenbürgische Schichte.* Die Frage, welche man in erster Linie stellen muss, ist folgende: in welchem Jahrhundert fanden die Einwanderungen aus Siebenbürgen statt? E. Gamillscheg glaubt, dass ihr Beginn im XIV. Jahrhundert anzusetzen ist. In einer Urkunde Mirceas des Alten ist ein Dorf *Ugurei* (= *Ungurei*) erwähnt. Wir glauben aber, dass sie sich auf ein Dorf eines anderen Bezirks bezieht. Nicht einmal die sozialen Zustände in Almaş und Făgăraş berechtigen uns, an eine Auswanderung in dieser Zeit zu

<sup>1</sup> Siehe V. Mihăilescu, *Contribuţii la studiul populaţiei...*, in *Buletinul Soc. Regale Române de Geografie*, XXXII 1912, S. 105.

glauben, da diesseits und jenseits der Berge dieselben Bedingungen herrschten. Die Massenauswanderung aus Siebenbürgen fängt erst im Jahre 1784 an, nach Horia's Aufstande, und wiederholt sich um 1848, nach demjenigen Avram Iancu's. Diese Einwanderung im Oltgebiet kann man in Ortsnamen der Art, wie z. B. *Ungureni* erkennen.

Die Hirten aber durchwanderten mit ihren Herden, wenn sie im Winter aus dem Bezirk Făgăraş (*Ţara Oltului*) hierher kamen, den ganzen Bezirk auf den sogenannten Schafwegen (*Drumul Oii*).

5. *Die aus Oltenien stammende Schichte.* Die Auswanderung der Bauern jenseits des Olt's und ihre Einwanderung im Olt-Bezirk war durch die Tatsache erleichtert, dass die Bojaren aus Craiova weite Besitztümer auf beiden Oltufern hatten.

Die Auswanderung in weitem Ausmasse beginnt aber erst nach der österreichischen Besetzung Olteniens. Wir finden einige bedeutungsvolle Ortsbenennungen, z. B. Dörfer, die *Olteni* genannt wurden. Im Innern der Dörfer finden wir beweisende Namen wie *Mehedinţeanu* < *Mehedinţeanu*. Die Alten können sich noch auf eine Auswanderung aus Vâlcea erinnern, und die Formen *sh' < f* und *zş < v* beweisen ausserdem Auswanderung aus Dolj.

**Discussion.** MM. BĂNĂŢEANU et ROSETTI prennent part à la discussion.

La séance est levée à 19 h.





2-1-1948 (1948) (1948)

17 MAY 1948

BCU WASH / CENTER

UNIVERSITY LIBRARY